



Arbeitslos, ausgesteuert – und dann?

Gelingt es Ausgesteuerten im Arbeitsmarkt wieder Fuss zu fassen oder bleiben sie auf Sozialleistungen angewiesen? Die BFH hat dies erstmals untersucht. ▶ 30



Führen als Sozialarbeiterin

Antje Stagneth, die erste Nicht-Juristin in der Leitung einer bernischen Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde, im Interview.

▶ 8

Fachbereich

- 4 Warum Fachhochschulen ihren Nachwuchs fördern und wie wir das tun
- 8 Weg von Formalismus, medialem Druck und Gott-helfs Zeiten – Antje Stagneth im Interview
- 12 Internationaler Austausch zum Thema Jugend und Migration
- 14 Soziale Arbeit forschend lernen
- 17 Soziale Arbeit ist ... von Fabienne Amlinger
- 18 News & Infos

Soziale Intervention

- 20 Überlegungen zum Rückgang der Jugenddelinquenz in diesem Jahrzehnt
- 22 Weiterbildung

Soziale Organisation

- 24 Management in Sozialen Organisationen
- 27 Kommunikationskompetenzen entwickeln mittels Video
- 29 Aktuelles und Weiterbildung

Soziale Sicherheit

- 30 Arbeitslos und ausgesteuert – wie geht es weiter?
- 33 Kantonale Steuerung und Integrationsprozesse in der Sozialhilfe
- 36 Integrationsprogramme beeinflussen die Gesundheit
- 39 Anwendung des Befähigungsansatzes zur Fallanalyse
- 42 Aktuelles und Weiterbildung

Institut Alter

- 44 Sicher Auto fahren im Alter: Die Männer können von den Frauen lernen
- 47 Länger zu Hause wohnen dank Gerontotechnologie?
- 50 Weiterbildung





Prof. Dr. Martin Wild
Leiter Abteilung Weiterbildung, Dienstleistung,
Forschung
martin.wild@bfh.ch

Liebe Leserin, lieber Leser

Der Begriff «Anreiz» dominiert und polarisiert in der Debatte um die Sozialhilfe. Auch in der Medienmitteilung des Regierungsrates des Kantons Bern vom 3. Januar 2017 wird der Begriff «Anreiz» in zwei unterschiedlichen Argumentationskonstrukten verwendet. Einerseits soll mit einer Senkung des Grundbedarfs um 10 Prozent «eine lebenslange Sozialhilfeabhängigkeit vermieden» werden. Andererseits soll die wirtschaftliche Integration dadurch gefördert werden, dass die bisherigen Kürzungen der Integrationszulage sowie des Einkommensfreibetrags aufgehoben und auf das Maximum der SKOS-Richtlinien erhöht werden. Im ersten Fall besteht der Anreiz in einer Reduktion, im zweiten Fall in einer Erhöhung der finanziellen Mittel. Beide Konstrukte sind in der Wissenschaft bekannt und werden seit Jahrzehnten durch die Psychologie erforscht. Eindeutig sind die Befunde zum zweiten Konstrukt: Eine Belohnung motiviert Menschen in der Regel zur Wiederholung oder Intensivierung eines Verhaltens. Zusätzliches Geld in Form eines Geschenkes oder eines Bonus' erleben sowohl Kinder als auch Erwachsene als Zeichen der persönlichen Wertschätzung, es dient der Befriedigung materieller Bedürfnisse. Ambivalent sind die Forschungsergebnisse zum ersten Konstrukt, einem Anreiz durch Reduktion der finanziellen Mittel. Es ist bekannt, dass Lebewesen versuchen, negativ erlebte Situationen zu beenden oder zu vermeiden: Aus der Sozialhilfeforschung wissen wir denn auch, dass viele Klientinnen und Klienten das Leben am sozialen Existenzminimum negativ erleben und Mittel und Wege suchen, wirtschaftlich selbständig zu sein. Allerdings zeigt die Forschung auch, dass als negativ wahrgenommene Reize wie die Reduktion von finanziellen Mitteln als Bestrafung oder Unterdrückung wahrgenommen werden und doppelt negative Wirkungen haben können: Sie reduzieren die Wahrscheinlichkeit des Auftretens eines erwünschten Verhaltens nicht nur, sondern greifen in die Selbstregulation der Menschen ein, beschädigen das Selbstwirksamkeitskonzept und lösen negative Gefühle wie Angst, Scham oder Wut aus. Anders gesagt: Es besteht berechtigter Grund zur Annahme, dass eine Reduktion des Grundbedarfs in der Sozialhilfe die betroffenen Menschen nicht wie erhofft stärken und motivieren, sondern weiter schwächen und schädigen wird.

Impressum impuls 2/2017

Herausgeberin: Berner Fachhochschule BFH,
Fachbereich Soziale Arbeit

Erscheinungsweise: 3× jährlich

Auflage: 10 300 Exemplare

Redaktion: Beatrice Schild, Denise Sidler Kopp,
Catrina Dummermuth, Brigitte Pfister, Oliver Slappnig

Fotos: MAMO Photography (8–11), iStock (1, 12, 15,
21, 35, 36/37, 40/41), Oliver Slappnig (6, 7, 13);

restliche: zVg

Layout: Oliver Slappnig

Druckvorstufe: Lithwork, Niederwangen

Druck: Stämpfli AG, Bern

Copyright: Texte und Bilder sind urheberrechtlich
geschützt. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement: soziale-arbeit.bfh.ch/impuls
ISSN 1661-9412

Warum Fachhochschulen ihren Nachwuchs fördern und wie wir das tun



Prof. Johannes Schleicher
Leiter Fachbereich Soziale Arbeit
johannes.schleicher@bfh.ch

Seit ihrer Entstehung in den 1990er-Jahren bewegen sich die Fachhochschulen im Spannungsfeld zwischen Berufspraxis und akademischer Distanz. Das war auch so gemeint, aber es ist eine Herausforderung unter anderem bei der Rekrutierung des geeigneten Personals: die «promovierten Berufsleute», die wir bräuchten – es gibt sie noch nicht.

Trendiges Hotelzimmer am Mittelmeer, Vier-Sterne-Haus. Nur tropft der Hahn, die Wanne läuft nicht ab und die Steckdose fällt aus der Wand. Hier ist wohl Autodidaktik am Werk gewesen, mit viel Kreativität und mehr Savoir-vivre denn Savoir-faire. Dafür mangelt es an Professionalität, Wissen und Qualitätsstandards im Umgang mit Materialien, Ressourcen und Technologien. Da wird uns Mitteleuropäern der Wert einer ausgebauten Berufsbildung bewusst. Ein Blick auf den bildungspolitischen Diskurs zeigt: Der schweizerische Exportschlager «Duale Berufsbildung» trägt nicht nur zum Komfort verlässlicher Infrastruktur bei, er ist auch Wirtschaftsstandortfaktor, senkt die Jugendarbeitslosigkeit und dient dem sozialen Frieden. Und in jüngster Zeit drängt die Frage sich auf, ob Populismus-Resistenz weniger mit einer hohen Maturitätsquote zusammenhängt als vielmehr damit, wie durchlässig eine Gesellschaft von unten nach oben ist.

Master oder Meister?

Die schweizerische Bildungspolitik mag das geahnt haben, als sie in den 90er-Jahren den Grundstein für die Fachhochschulen legte. Sie sollen die Berufsbildung noch attraktiver machen, indem sie sie zur akademischen Welt hin öffnen. Seither hat sich nicht mehr ganz so früh zu entscheiden, wer mehr als ein Meister werden will. Denn neben den klassischen Meisterprüfungen gibt es neue Karrieren: Bachelor, Master, Uni, Promotion. Wer nach der Sekundarschule eine Lehre macht, dem stehen noch alle Wege offen.

Deshalb heissen Fachhochschulen Hochschulen – allerdings unter einer Auflage, die sie von den Universitäten wesentlich unterscheidet: Ihr Daseins-Zweck ist, zur Berufsausübung zu befähigen. Was sie lehren, muss anwendbar sein. Sie haben daneben auch einen Forschungsauftrag, aber ihre Forschung soll der Lehre dienen und im übrigen schnörkellos zu Innovationen führen. Was Fachhochschulen entwickeln, soll brauchbar sein. Sie sollen nicht l'art pour l'art betreiben. Verkürzt und unter Missachtung zahlreicher Ausnahmen und Wenns und Abers könnte man sagen:

Universitäten entwickeln Disziplinen, Fachhochschulen entwickeln Professionen.

Warum betreiben wir Nachwuchsförderung?

Diese Ausgangslage stellt an die Dozierenden des neuen Hochschultyps «Fachhochschule» besondere Herausforderungen. Es soll – das macht ja eine Hochschule aus – wer lehrt, auch forschen und wer forscht, auch lehren. Nur gibt es kaum «promovierte Berufsleute» in den Berufen, die vom Gesetzgeber (zu Recht) auf Fachhochschulstufe angesiedelt wurden. Zumindest noch nicht.

Der schweizerische Exportschlager «Duale Berufsbildung» trägt nicht nur zum Komfort verlässlicher Infrastruktur bei, er ist auch Wirtschaftsstandortfaktor, senkt die Jugendarbeitslosigkeit und dient dem sozialen Frieden.

Kaum jemand, der in der Sozialen Arbeit ein paar Jahre Berufserfahrung gesammelt hat, erwirbt sich zugleich oder anschliessend noch die Befähigung, nach den Regeln der Kunst zu forschen – eine Kompetenz, die idealerweise in einer Dissertation unter Beweis gestellt und mit dem Dokortitel ausgezeichnet wird. Und wenn das doch gelingt, dann oft um den Preis der Entfremdung. Man studiert an der Uni Soziologie oder Jus und lässt sich auf deren Forschungsbegriffe und -methoden einfuchen. So qualifizieren sich die Besten oft weg von der Sozialen Arbeit.

Wer umgekehrt nach dem Bachelor lückenlos einen Fulltime-Master anschliesst und just danach in Sozialwissenschaften promoviert, der steht dann mit dem Dokortitel da, ohne sich in der Berufspraxis die Glaubwürdigkeit erarbeitet zu haben, die Fachhochschul-Dozierende kennzeichnen soll. Viele Kantone verlangen von ihnen jahrelange Berufserfahrung. Zu Recht, meine

ich – und mehr noch: Sie sollte immersiv sein, ein Tauchbad. Denn nur wer diese Erfahrung hat, weiss, was «Berufsbefähigung» heisst.

Unsere Aufgabe ist deshalb, soll das «Projekt Fachhochschule» zum Erfolg werden, Nachwuchsförderung. Wir müssen den eigenen Nachwuchs selbst heranbilden, pro domo. Das Ziel wechselt hin und wieder den Namen, im Moment heisst es «doppeltes Kompetenzprofil». Idealerweise soll sich in Zukunft an einer Fachhochschule nur «Prof.» nennen dürfen, wer ein solches Profil hat und zu den «promovierten Berufsleuten» gehört. Anstel-

Es darf an Fachhochschulen auch für die Besten keine ununterbrochene und praxisferne Laufbahn auf den Lehrstuhl geben.

le einer Habilitation an der Universität würde an den Fachhochschulen ausgiebige Berufserfahrung treten; eine Promotion hätten beide.

Doch das wird noch lange dauern. Erschwert wird es dadurch, dass für Promotionswillige der Übergang von der Fachhochschule (die selber nicht promovieren kann) zur universitären Hochschule reichlich mit formellen und informellen Barrieren versehen ist. Als solle der praxisbezogene Fachhochschul-Master gar nicht an das heranreichen, was Dissertanden an die Uni mitbringen müssen.

Unverdrossen halten wir indessen an dem ungeschriebenen Grundsatz fest: Wer Bachelors ausbildet, soll einen Master haben, wer Master ausbildet, soll einen Dokortitel tragen, und wer Dissertanden promoviert, soll eine Habilitation vorweisen. Es ist für unsere Dozierenden profilbildend, wenn nicht unabdingbar, universitäre Lernkultur erlebt zu haben. Von diesem Standpunkt aus mag es richtig sein, dass das Promotionsrecht für Fachhochschulen in der Schweiz vorläufig kein Thema ist. Dennoch: Es wird den Fachhochschulen nicht leicht gemacht, ihren bildungspolitischen Auftrag zu erfüllen.

Wie betreiben wir Nachwuchsförderung?

Von der Uni haben wir den Begriff «Mittelbau» übernommen, als Oberbegriff für Assistierende und wissenschaftlich Mitarbeitende. Wir müssen ihn aber selber neu füllen. Es darf an Fachhochschulen auch für die Besten keine ununterbrochene und praxisferne Laufbahn auf den Lehrstuhl geben. Wer sich darauf beschränkt, verpasst die Berufserfahrung und erfüllt die Voraussetzungen für eine echte Fachhochschulprofessur, wie wir sie oben beschrieben haben, nicht.

Deshalb ist der Mittelbau an Fachhochschulen weder ein Pool williger Zudiener noch Wartestand für die grosse Karriere, sondern ein Teilzeit-Mittelbau und ein Kommen und Gehen hochmotivierter, zumeist berufserfahrener Fachkolleginnen und -kollegen. Deshalb befristen wir grundsätzlich die Anstellung im Mittelbau auf drei Jahre und investieren in dieser Zeit nach Kräften in die fachliche, methodische und persönliche Entwicklung.

Am Fachbereich Soziale Arbeit sind derzeit 16 wissenschaftliche Mitarbeitende angestellt, die an ihrer Dissertation arbeiten. Grossmehrheitlich sind sie dafür an einer Schweizer Universität eingeschrieben. Rund ein Drittel verfügt über einen Fachhochschul-Master.

Wir unterscheiden zwischen Leistungsstellen und Qualifikationsstellen. Wer eine Qualifikationsstelle hat, wird primär nach Massgabe seiner individuellen Entwicklungsziele eingesetzt, wie sie sein Entwicklungsportfolio festhält. Wenn da steht, erstes Ziel sei eine didaktische Qualifikation, so wird das Pflichtenheft viele Aufgaben in der Lehre beinhalten. Wenn es aber um Forschung gehen soll, so ist Mitarbeit in geeigneten Projekten und angemessene Verantwortung angesagt. Für formelle Weiterbildungen (Didaktik, Promotion) stellen wir in der Regel einen Viertel der Arbeitszeit zur Verfügung, unter der Voraussetzung eines Teilzeitpensums, das es ermöglicht, dass mindestens ebenso viel unbezahlte Privatzeit in das Vorhaben investiert wird.

An die Führung von Mittelbauangehörigen stellt das spezifische Anforderungen. Es wird ernst mit «Fordern und Fördern». Fachliche und auch persönliche Entwicklungen werden geplant und evaluiert. Das Gebot der Gleichbehandlung tritt dort in den Hintergrund, wo individuelle Entwicklungsziele auf individuellen Voraussetzungen aufbauen. Führung wird zur Dienstleistung, zur «Koproduktion». Neben Führungskompetenzen wird da auch die Fähigkeit zum Thema, sich führen zu lassen (neudeutsch followership) – sind wir doch ohnehin ständig auf der Suche nach Führungskonzepten, die Expertinnen und Experten angemessen sind, die meistens mehr wissen und können als ihre Vorgesetzten. Die tägliche Notwendigkeit, Führung und Hierarchie neu zu legitimieren, führt, wenn man sie annimmt, zu Innovation. Unser Mittelbau hilft uns dabei, uns weiterzuentwickeln.

Es ist das Reizklima, das uns erfinderisch macht und stärkt.

Ein «adoleszenter Status»?

Es muss sich besonders anfühlen: Gestandene und berufserfahrene Fachpersonen begeben sich wieder in den Status der Lernenden, oft unter empfindlichen Lohn einbussen. Auch wenn man sich das alles zutraut – eine Vorlesung halten, mit kritischen Studierenden diskutieren, ein Modul entwickeln, Lernziele formulieren, Prüfungen abnehmen, einen Forschungsantrag schreiben – es ist da jemand, der einen «eng führen» will. Man wird an alle Aufgaben heran begleitet, könnte oft mehr, als man darf, und das Ende der Anstellung nähert sich stetig.

Das macht nur mit, wer es wirklich will. ■

Oder erleben es unsere Assistierenden und wissenschaftlichen Mitarbeitenden ganz anders? Lesen Sie dazu die folgenden vier Porträts: ►



Regina Jenzer, wissenschaftliche Mitarbeiterin
MSc Soziale Arbeit

«Mein Wissensdurst war noch nicht gestillt»

Regina Jenzer mag Vielseitigkeit – sie zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Karriere: Bereits während ihrer Erstausbildung zur Primarlehrerin stellte sie fest, dass ihr Interesse nicht nur der Pädagogik, sondern auch anderen Disziplinen galt. Insbesondere wollte sie mehr über soziale Probleme von Kindern und Familien sowie deren Hintergründe wissen. Das Studium der Sozialen Arbeit war deshalb genau das Richtige für sie. Während der ersten Jahre in der Praxis auf einem Sozialdienst spürte Regina Jenzer jedoch, dass ihr Wissensdurst auch nach dem Diplomstudium noch nicht gestillt war: «Ich wollte soziale Problemlagen, ihre Ursachen und die möglichen Lösungsansätze noch besser verstehen, wollte mich mit Forschung auseinandersetzen. Deshalb habe ich ein Masterstudium absolviert.» Die erworbenen Forschungskompetenzen kommen ihr heute, als wissenschaftliche Mitarbeiterin, zu Gute: «Zurzeit führe ich im Rahmen eines Projekts Interviews mit Fachpersonen im Kinderschutz durch. Beim Auswerten ist analytisches Denken gefordert.» An ihrer Stelle schätzt Regina Jenzer wiederum die Vielseitigkeit: Forschung ist nur ein Standbein, ein weiteres ist die Weiterbildung. Regina Jenzer entwickelt neue Fachkurse im Kindes- und Erwachsenenschutz und hat die Studienleitung zweier CAS inne. Ihrem inhaltlichen Schwerpunkt bleibt sie dabei treu. Und sie ist beim Unterrichten der Bachelor- und Weiterbildungsstudierenden froh über ihre Praxiserfahrung: «Ich kann auf praktische Beispiele zurückgreifen, was die Studierenden sehr schätzen.» Auch wenn ihr Mischpensum herausfordernd ist, zieht Regina Jenzer ein positives Fazit: «Als wissenschaftliche Mitarbeiterin hat man die Möglichkeit, sich ein eigenes Profil zu erarbeiten; das schätze ich sehr. Mithilfe regelmässiger Standortbestimmungen unterstützen mich meine Vorgesetzten darin, meine Ziele zu erreichen. Die Arbeit erfüllt momentan voll und ganz meine Bedürfnisse.»



Simon Steger, wissenschaftlicher Mitarbeiter
MSc Soziale Arbeit

«Ich musste viele Personen überzeugen»

Am Anfang von Simon Stegers beruflicher Karriere stand der Wunsch, mit Menschen direkt arbeiten zu können, um gemeinsam etwas zu erreichen. Als Lehrer oder als Sozialarbeiter. Er entschied sich für die Soziale Arbeit und tauchte nach seinem Diplomstudium in die Praxis ein: Fünf Jahre war er auf dem Sozialdienst in Münchenbuchsee tätig. Rasch realisierte er, dass ihm das Diplom ermöglichte, einen guten Job in einer tollen Organisation zu machen. Doch das Gefühl, «in der Sozialen Arbeit wäre noch mehr möglich» liess ihn nicht los. «Es gibt viele normative Vorstellungen, was gute Soziale Arbeit ist, aber kaum gesicherte Erkenntnisse, warum, wie und bei wem sozialarbeiterisches Handeln tatsächlich wirkt.» In seinem Masterstudium erwarb er sich das nötige Handwerkzeug, um sich als Forscher selbst auf die Suche nach Antworten zu machen. Eine anschliessende Dissertation war der logische nächste Schritt. Einfach war er indes nicht: «Als Fachhochschul-Absolvent an die Universität Zürich – das ist eine grosse Herausforderung! Bei einem 80-Prozent-Pensum an der BFH steht ihm während drei Jahren ein Arbeitstag pro Woche für seine Dissertation über die Wirkung der Sozialhilfe zur Verfügung: «Sie ist nicht losgelöst, sondern Bestandteil meines Jobs.» Sein Stellenprofil umfasst ausserdem Dienstleistungs- und Forschungsarbeit sowie Lehre in Bachelor und Weiterbildung. Ein gutes Selbstmanagement ist dabei ein Muss: «Eine effiziente Arbeitsorganisation habe ich mir im Sozialdienst angeeignet. Das hilft mir nun sehr.»



Fabienne Friedli, wissenschaftliche Assistentin
BSc Soziale Arbeit, Studentin MSc Soziale Arbeit

«Ich bin von Haus aus auf Menschen und Bildung sozialisiert worden»

Das Ziel, mit jungen Menschen zu arbeiten, war gesetzt, nachdem **Fabienne Friedli** ein Praktikum bei der Kinder- und Jugendfachstelle in Lyss absolviert hatte. Es führte auf direktem Weg zum Studium der Sozialen Arbeit. Das Thema «Kinder und Jugend» verfolgte sie im Bachelor weiter. Hier kam ihr Interesse an Führungsfragen hinzu. Fabienne Friedli studierte berufsbegleitend, sie war immer als Sozialarbeiterin in Ausbildung angestellt. Während des Studiums erhielt sie eine Stelle beim move Berner Oberland in Thun, einem Arbeitsintegrationsprojekt für lehrstellensuchende Jugendliche. Fabienne Friedli erlebte die Kombination Arbeit und Studium positiv: Das habe ihr den stetigen Transfer von der Theorie zur Praxis ermöglicht, sagt sie. Nach dem Abschluss konnte die damals 26-Jährige im move die Leitung übernehmen. «Ich hatte als Sozialarbeiterin in diesem interdisziplinären Team die richtige Ausbildung, um diesen verantwortungsvollen Job zu übernehmen.» Sie bildete sich im Bereich Führung weiter, was ihren Wunsch nach der Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Inhalten verstärkte. Deshalb schrieb sie sich 2014 für den konsekutiven Master in Sozialer Arbeit ein und erkannte ihre Chance, als die BFH bald darauf eine wissenschaftliche Assistentin für den Bachelorstudiengang Soziale Arbeit suchte. Studierende ist Fabienne Friedli unter anderem bekannt als Modulverantwortliche in den Angeboten «Sexuelle Gesundheit in der Sozialen Arbeit» und «Soziale Arbeit digitalisiert». Die Kombination von Master und Lehrtätigkeit im Bachelor bezeichnet sie als gegenseitig befruchtend – wenn auch herausfordernd: «An der Hochschule zu arbeiten ist perfekt, weil ich täglich Neues lerne, das ich weitervermitteln kann.» Ihre 80-Prozent-Anstellung erlebt sie als organisatorisch anspruchsvoll, schätzt aber zugleich die Infrastruktur, die Freiheiten und dass ihr viel Vertrauen entgegengebracht wird. «Die Arbeit macht mir Spass, ich sehe es als Privileg hier zu arbeiten.»



Dominik Bodmer, wissenschaftlicher Mitarbeiter
M.A. in Sozialer Arbeit

Vom «Mol-luege-wo-es-mich-hintreibt» zum zielgerichteten Forscher

Dass **Dominik Bodmer** Sozialpädagoge und Sozialarbeiter wird, war lange nicht klar. Der 33-Jährige beschreibt sich als nicht besonders guten Schüler, der nicht so recht wusste, was er will. Nach einer ersten Ausbildung jobbte er temporär. Im Winter folgte er seiner damaligen Passion, dem Snowboarden. Zum Studium führte ihn der Zivildienst im Kinderdorf Pestalozzi. Die Begegnung mit Kindern, die fern von daheim aufwachsen, weckte sein Interesse, brachte ihn zur Sozialen Arbeit und liess den Forscherehrgeiz in ihm erwachen. Nach dem Bachelor war klar, dass er weiterstudiert. Ihn interessierten zunehmend übergeordnete Fragestellungen. «Ich begann erst zu verstehen, worum es in der Sozialen Arbeit geht», sagt er, der bereits da ein beeindruckendes Bündel an Berufserfahrung gesammelt hatte. Während des Masterstudiums arbeitete er für ein Schulheim und entwickelte ein Timeout-Programm für Jugendliche. Nach dem Abschluss wechselte er zur BFH. Hier hat er eine 80-Prozent-Stelle als Forscher in der Jugendhilfe, ist auf qualitative Methoden spezialisiert, die er im Masterstudiengang auch unterrichtet. In seiner Dissertation befasst er sich mit der Beziehungsgestaltung in der stationären Jugendhilfe. «Die Erkenntnisse der Sozialen Arbeit müssen in der Arbeit mit Jugendlichen und Kindern präsenter sein», ist er überzeugt. Dabei leitet seine Praxiserfahrung das Forschungsinteresse. «Angewandte Forschung braucht Leute, die wissen, wie das Feld tickt.» Und wie erlebt der Geförderte die Nachwuchsförderung der BFH? Vieles sieht er positiv, schätzt etwa die Zusammenarbeit mit seinem Vorgesetzten und lobt die Flexibilität. Auch die Kopplung von Lehre und Forschung sei gewinnbringend. Ein Wermutstropfen: Er findet die befristete Anstellung über drei Jahre zu knapp bemessen für eine Dissertation. «Etwas mehr Sicherheit – die Dissertation an der BFH beenden zu können – wäre unterstützend.»

Weg von Formalismus, medialem Druck und Gotthelfs Zeiten



Antje Stagneth ist Präsidentin der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) Oberland Ost.

Interview

Nina Jacobshagen

Wissenschaftliche Mitarbeiterin

nina.jacobshagen@bfh.ch

Antje Stagneth hat als erste Sozialarbeiterin im Kanton Bern das Präsidium einer Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) übernommen. Wie arbeitet es sich in dieser Position inmitten ländlicher Gemeinden und was setzt sie dem medialen Druck entgegen? Ein Interview über Erfolgsmomente und Ernüchterungen aus sozialarbeiterischer Perspektive.

Antje Stagneth, Sie haben im Herbst 2015 Ihr berufs begleitendes Masterstudium in Sozialer Arbeit abgeschlossen und sind seit vergangenem August Präsidentin einer Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB). Wie kam es dazu?

Antje Stagneth: Eine KESB macht klassische gesetzliche Sozialarbeit. Sie findet in einem Kontext statt, in dem staatliches Handeln gefragt ist. Ich bin beruflich schon länger in diesem Feld unterwegs. Während des Studiums habe ich zwei Sozialdienste geleitet, jeweils mit einem 80-Prozent-Pensum. Und als ein sehr analytischer Mensch bringe ich unter anderem eine juristische Affinität mit. Mich auf die Stelle als KESB-Präsidentin zu bewerben, war ein logischer Schritt.

Im Kanton Bern war es ein Novum, das Präsidium mit einer Nicht-Juristin zu besetzen. Erst im Herbst 2015 wurde das Gesetz entsprechend geändert. Voraussetzung für die Übernahme eines KESB-Präsidiums ist ein konsekutiver Masterabschluss der Jurisprudenz, Sozialarbeit, Psychologie, Pädagogik oder Medizin. In anderen Kantonen bestehen keine Vorgaben.

Was charakterisiert die Arbeit in einer KESB aus Ihrer Sicht als Sozialarbeiterin?

Eine KESB ist sehr formalistisch organisiert. Das ist gut und richtig, kennzeichnet einen Rechtsstaat. Darüber geht manchmal vergessen, dass man soziale Probleme bei Menschen nicht über Formalismus angehen und lösen kann. Vielmehr ist zu überlegen, womit ich bei der betroffenen Person konfrontiert bin: Was braucht er oder sie, was müsste man ihr oder ihm an Unterstützung geben, um das kompensieren zu können? Und wie lassen sich die gefundenen Lösungen in die formalen Strukturen einpassen? Das ist aus meiner Sicht der zu wählende Ansatz und nicht jener des Formalismus. Diese verschiedenen Denkweisen sind

manchmal herausfordernd. Als Sozialarbeiterin denke ich darüber nach, wie ich was in kleinen Schritten verändern kann.

In welcher Weise ist Ihre Art der Führung sozialarbeiterisch geprägt?

Indem ich die Menschen in den Vordergrund stelle. Bei fachlichen Diskussionen präge ich im Gremium damit die Werthaltungen. Fachlich bin ich den anderen Behördenmitgliedern gleichgestellt. Als Präsidentin bin ich eine prima inter pares. Entscheide werden in der Spruchkammer gefällt, also gemeinsam. Lediglich für die Mitarbeitenden auf der Ebene darunter bin ich die personelle und fachliche Vorgesetzte.

«Diese verschiedenen Denkweisen sind manchmal herausfordernd. Als Sozialarbeiterin denke ich darüber nach, wie ich was in kleinen Schritten verändern kann.»

Meinen Führungsstil würde ich als kooperativ-partizipativ bezeichnen. Als Führungskraft versuche ich, auf Augenhöhe zu agieren und den Bedürfnissen der Mitarbeitenden Rechnung zu tragen. Es ist mir bewusst, wann Menschen ernst genommen werden möchten und Anerkennung brauchen.

In der KESB sind wir auch emotionalem Stress ausgesetzt. Einerseits aufgrund der negativen medialen Berichterstattung und andererseits, weil wir immer wieder mit schwierigen, desolaten Lebenssituationen konfrontiert sind, sei es bei Erwachsenen oder Kindern. Deshalb ist es von grosser Bedeutung zu spüren, ►



Führen als Sozialarbeiterin bedeutet für Antje Stagneth den Menschen in den Vordergrund zu stellen.

wann die Mitarbeitenden Unterstützung brauchen und wie ich diese allenfalls geben kann.

Wie sieht diese Unterstützung konkret aus?

Manchmal ist es an mir, anzubieten, in einer schwierigen Situation zu übernehmen. Oder eine Mitarbeiterin bittet mich, einen Brief zu unterschreiben, damit sie nicht mehr in der Schusslinie steht. Möglich ist auch, dass ich den Fall übernehme. Es ist wichtig, sich gegenseitig zu unterstützen – und wenn ich das im Rahmen meiner Funktion und meiner eigenen Kapazitäten leisten kann, gerne.

Das Einzugsgebiet der KESB Oberland Ost umfasst 28 ländliche Gemeinden. Welche Besonderheiten bringt das mit sich?

Man trifft hier immer wieder auf Strukturen im Zusammenleben wie zu Gotthelfs Zeiten. Familien, in denen über Generationen hinweg Krieg gegeneinander geführt wird. Das prägt auch die Vorstellung zu häuslicher Gewalt. Ohrfeigen als Erziehungsmethode werden dann schon mal zwar als nicht angemessen bezeichnet, jedoch nicht als Gewaltanwendung gegenüber dem Kind betrachtet.

«Man trifft hier immer wieder auf Strukturen im Zusammenleben wie zu Gotthelfs Zeiten. Familien, in denen über Generationen hinweg Krieg gegeneinander geführt wird.»

Die Versorgungsstrukturen im zentralistisch organisierten Kanton Bern fransen an den Rändern hin aus. So sind beispielsweise von Innertkirchen oder Grindelwald aus das nächste Frauenhaus, die nächste Opferhilfeberatung oder bestimmte Angebote im Suchtbereich sehr weit entfernt.

Ein weiteres schwieriges Thema ist häusliche Gewalt im Alter. Ein schambesetztes, mit einem doppelten Tabu belegtes Problem, mit dem die KESB konfrontiert ist. Nur – ist eine Frau, die vielleicht 40 Jahre lang häusliche Gewalt erlebt hat, dieses geschundene Ich internalisiert hat und die Schuld auf sich lädt, in der Lage, Hilfe anzunehmen? Wie kann eine Abklärung erfolgen, die ihr und ihrem möglichen Schutzbedarf Rechnung trägt, und wie kommen wir an das erforderliche Fachwissen? Hierzu fehlt es an Forschung und entsprechender Fachliteratur. Kommt dazu, dass es ein schwer zugängliches Feld ist.

Die KESB sind, seit sie 2013 die Vormundschaftsbehörden ersetzt haben, teils heftiger öffentlicher Kritik ausgesetzt, Sie haben es schon angesprochen. Bekommen Sie das zu spüren?

Wir sind natürlich mit dem schlechten Image konfrontiert. Das ist für mich nicht unbedingt neu. Bevor sich die Medien auf die KESB stürzten, war es die Sozialhilfe. Wer Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen bezog, wurde per se als Sozialschmarotzer angesehen.

Das wirkte sich auf die Arbeit aus. Das wirkt teilweise bis in die Fallarbeit hinein. Zum Beispiel arbeiten wir seit Längerem an einem Fall mit einer sehr schwierigen Familienkonstellation. Plötzlich haben sich Gemeindevertreter eingeschaltet und den Fall angeheizt, sodass es zu einer regelrechten Hexenjagd gegen eines der betroffenen Familienmitglieder gekommen ist. Der mediale Druck schlägt sich in den Haltungen und Meinungen – auch von Gemeindevertreterinnen und -vertretern – nieder, prägt die Bilder, von denen sich politische Vertreter teilweise massiv beeinflussen lassen.

«Der mediale Druck schlägt sich in den Haltungen und Meinungen – auch von Gemeindevertreterinnen und -vertretern – nieder, prägt die Bilder, von denen sich politische Vertreter teilweise massiv beeinflussen lassen.»

Wie lassen sich negative Medienberichte vermeiden?

Es beeinflusst uns alle, dass unser Handeln, ob es ein Tun oder Unterlassen ist, eine negative Presse nach sich ziehen kann. Der Einbezug der Medien wird immer wieder auch mal als Druckmittel gegen uns eingesetzt. Dagegenhalten können wir nur durch Professionalität, sei es in den Abklärungen, bei Anhörungen und mit den angeordneten Massnahmen, welche verhältnismässig sein müssen. Ob unser Entscheid der richtige war, zeigt

Die BFH bietet seit rund 10 Jahren in Kooperation mit Zürich, Luzern und St. Gallen einen Master of Science in Sozialer Arbeit an. Er richtet sich in erster Linie – aber nicht ausschliesslich – an Absolventinnen und Absolventen des Bachelors in Sozialer Arbeit. Die Studierendenzahlen entwickelten sich am Standort Bern im letzten Jahr erfreulich: Im September 2016 begannen 18, im Februar 2017 10 Studierende das Masterstudium.

Der Master of Science bildet in einem generalistischen Sinne zur Führungsperson aus. Er fördert die fachlichen und sozialen Kompetenzen für die Analyse, Bewertung und Beeinflussung komplexer Problemsituationen und er erweitert das Repertoire zur Steuerung anspruchsvoller Prozesse und Projekte. Hingegen erfolgt die gezielte Qualifizierung für Führungsaufgaben im engeren Sinne – zum Beispiel Personalführung und Finanzcontrolling – weiterhin in den Weiterbildungsangeboten (CAS und MAS) der Fachhochschulen.

MASTER

IN

SOZIALER

ARBEIT

BERN | LUZERN
ST. GALLEN | ZÜRICH



«Die Medien haben die Verantwortung zu erkennen, dass sie unter Umständen noch mehr Druck erzeugen und betroffene Systeme anheizen.»

sich immer erst in den folgenden Lebensprozessen. Abklärungen bilden ja immer nur Momente ab, das Leben aber ist ein dynamischer Prozess. Es gilt immer wieder, miteinander auf den Weg zu gehen, Prozesse zu gestalten und Unterstützungsangebote zu erarbeiten, damit es funktioniert.

Die Medien haben die Verantwortung zu erkennen, dass sie unter Umständen noch mehr Druck erzeugen und betroffene Systeme anheizen. Das ist dann nicht zum Nutzen der Betroffenen.

Wie reagieren Sie auf feindseliges Verhalten?

Es gilt zu unterscheiden zwischen Feindseligkeiten gegenüber der Institution oder meiner Funktion und jener mir als Person gegenüber. Feindseligkeit gegenüber der KESB als Institution oder meiner Funktion kann ich abstrahieren. Geht es gegen mich als Person, ist das anders. Da unterscheide ich, ob es von einem Menschen kommt, der sich in einem Ausnahmezustand befindet, weil er zum Beispiel psychisch krank ist und aus diesem Schwächezustand heraus handelt. Oder ist es zum Beispiel jemand, der als gewählter Vertreter ein politisches Amt ausübt und um sich wütet, weil er das Gefühl hat, die KESB unternähme nichts. Von einer solchen Person erwarte ich ein professionelleres Verhalten.

Antje Stagneth

Antje Stagneth ist seit August 2016 Präsidentin der KESB Oberland Ost. Sie ist in dieser Funktion zuständig für 28 Gemeinden, dazu gehören unter anderem Beatenberg, Grindelwald, Hasliberg, Interlaken und Meiringen. Davor war sie Leiterin der Sozialabteilung der Gemeinde Kriens/LU. Antje Stagneth ist Absolventin des konsekutiven Masters in Sozialer Arbeit, den die BFH in Kooperation mit der Hochschule Luzern, der Hochschule für Angewandte Wissenschaft St. Gallen und der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften anbietet.

Lassen Sie uns zum Schluss wieder über die positiven Seiten Ihrer Arbeit sprechen. Was ist für Sie ein Erfolg?

Das sind zunächst mal gelingende Arbeitsbeziehungen mit betroffenen Menschen, vor allem, wenn sie über lange Zeiträume bei uns anhängig sind. Tragfähige Arbeitsbeziehungen herzustellen, auch über schwierige Zeiten hinweg, ist Erfolg. Erfolg ist es auch, wenn ein schwieriges Gespräch konstruktiv war, wenn es für die betroffenen Menschen etwas bewirkt, und wenn es nur bedeutet, dass sie sich ernst genommen fühlen. Wir haben des Öfteren mit Menschen zu tun, die in ihrem Leben nicht viel Anerkennung und Respekt erfahren. Wenn wir mit ihnen zuerst gemeinsam eine Lösung suchen, ihnen zutrauen, zumindest einen Teil davon selbst zu leisten, und sie mit einem guten Gefühl nach Hause gehen können, ist das etwas Schönes. ■

Internationaler Austausch zum Thema Jugend und Migration



Simone Gäumann
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
simone.gaeumann@bfh.ch

Anfang Dezember 2016 haben am International Course in Luzern Teilnehmende von 14 europäischen Hochschulen der Sozialen Arbeit zum Thema Jugend und Migration debattiert. Das Kooperationsangebot der Fachkonferenz Soziale Arbeit der Fachhochschulen der Schweiz (SASSA) bot Bachelorstudierenden bereits zum zweiten Mal die Möglichkeit, in internationaler Atmosphäre fachlichen Austausch zu einem aktuellen Thema der Sozialen Arbeit zu pflegen.

Es waren zwei strahlend schöne Tage Anfang Dezember des vergangenen Jahres. Der Vierwaldstättersee glitzerte im Sonnenschein und die Rigi und der Pilatus thronten flankierend um die Räumlichkeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Ideale Bedingungen für einen Kurs mit internationalem Format und Gästen, die aus diversen Winkeln Europas angereist waren. Die beiden Gastgeberinnen aus Luzern, Suzanne Lischer und Sarah Rabhi-Sidler, freuten sich sichtlich darüber, dass sich der Austragungsort des International Course dem internationalen Publikum in bestem Licht präsentierte.

Beteiligung sieben europäischer Partnerhochschulen

Ermöglicht wurde dieses attraktive Angebot durch eine Kooperation aller sieben Fachhochschulen der So-

zialen Arbeit in der Schweiz. Eingeladen waren zudem sieben europäische Partnerhochschulen – dieses Mal konnten Hochschulen aus Tirol, Frankfurt, Galway (Irland), Darmstadt, Antwerpen, Louvain (Belgien) und Mailand für den Anlass gewonnen werden. Erstmals wurde der International Course vor zwei Jahren in Bern lanciert. Die zweite Durchführung in Luzern richtete das Interesse auf Jugend und Migration und thematisierte diesen Zusammenhang hauptsächlich in Bezug auf Inklusion, Transnationalisierung und Menschenrechte. Auf dem abwechslungsreichen Programm für die rund 110 anwesenden Studierenden und 20 Dozierenden standen Referate, Workshops und ein World Café. Neben der inhaltlichen Beschäftigung war ein ebenso wichtiges Ziel des Kurses, anregenden Austausch zwischen den Teilnehmenden zu ermöglichen.



Ein wichtiges Ziel des Kurses war, den anregenden Austausch zwischen den Teilnehmenden zu ermöglichen.

Orientierung an Potenzialen, nicht an Herkunft

Der internationale Kurs wurde von Walter Schmid, dem ehemaligen Direktor der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, eröffnet. In seiner Rede befasste er sich mit dem Einfluss junger Migrierter auf die Migrationspolitik und betonte ihre aktive Rolle als Agentinnen und Agenten des gesellschaftlichen Wandels. Doch solange die Unterscheidung zwischen Personen aus dem In- und Ausland aufrechterhalten werde, bleibe die Frage der Zugehörigkeit virulent. Schmid plädierte für einen ressourcenorientierten Ansatz auf der Makroebene, der sich an den Potenzialen der Jugend orientiert, anstatt sie auf die Herkunft zu reduzieren.

Die Rolle der Staatsbürgerschaft im Zeitalter der Superdiversität wurde auch im weiteren Kursverlauf aufgegriffen. Eveline Ammann Dula, Dozentin der BFH, wies darauf hin, dass soziale Grenzziehungsprozesse und deren Aushandlung für junge Menschen trotz zunehmender transnationaler Lebensführung und heterogener werdender europäischer Gesellschaften nach wie vor wirkmächtig seien.

Das Spannungsfeld zwischen Ein- und Ausschluss sowie Ressourcen- und Differenzorientierung ist gegenwärtig auch in der Flüchtlingsdebatte präsent und erfordert von der Sozialen Arbeit eine kritische Reflexion ihres gesellschaftlichen Auftrags sowie ihrer ethischen Grundlage. Nivedita Prasad von der Alice-Salomon Hochschule in Berlin appellierte eindringlich an die verpflichtende Funktion der Menschenrechte für die Soziale Arbeit und forderte die Profession dazu auf, sich im Flüchtlingsdiskurs politisch zu positionieren und sich unethisches Handeln zu versagen.

Visionen für die Zukunft

Die Referate veranlassten zu regem Nachfragen sowie zu weiterführenden Diskussionen in den Kaffee- und Mittagspausen. In sieben Workshops erhielten die Studierenden Gelegenheit, sich mit unterschiedlichen Themen mit Bezug auf Jugend und Migration vertiefter zu beschäftigen. Ihre zentralen Erkenntnisse hielten sie auf Postern fest, die vom Publikum im Foyer begutachtet werden konnten.

Lebhafte Beteiligung und eine aufgelockerte Atmosphäre waren ebenfalls bei einem angeleiteten World Café zu beobachten. Die Teilnehmenden tauschten an gemischten Tischen ihre Eindrücke zu Chancen und Herausforderungen von Jugend und Migration für die Soziale Arbeit aus und entwickelten daraus ihre Visionen für die Zukunft. Den Schlusspunkt des International Course setzte der Generalsekretär der International Federation of Social Work (IFSW), Rory Truell. Anknüpfend an die Visionen der Teilnehmenden veranschaulichte er bild- und beispielhaft die weltweite Bedeutung der Sozialen Arbeit und sprach sich damit dezidiert für die Stärkung der Profession aus.

Der International Course in Luzern war ein grosser Erfolg und ein Anlass mit Ausstrahlungskraft über die eigenen Grenzen hinaus. Die Teilnehmenden schätzten die internationalen Begegnungen und profitierten von den vielseitigen Einblicken und lehrreichen Diskussionen zu Jugend und Migration sowie Sozialer Arbeit im europäischen Kontext. ■



Sandro Hofer, 38 Jahre alt, Student im 4. Semester

«Es war toll, meine Mitstudierenden in einem persönlicheren Rahmen kennenzulernen. Zudem bot der Anlass Gelegenheit, Ansichten und Haltungen von Studierenden verschiedenster europäischer Hochschulen wahrzunehmen. Die intensivsten Diskussionen fanden zum Thema Ressourcen von Migrantinnen und Migranten statt: Welche Erfahrungen und Skills bringen sie mit, die auch der «Gastgesellschaft» Nutzen bringen? Diese positive Sichtweise sprach mich an. Neue Erkenntnisse zum Thema «Youth and Migration» konnte ich nicht gewinnen, aber ich fand Bestätigung in dem Votum, dass diese Jugendlichen unsere Zukunft mitprägen werden. Es ist eine Chance, unsere Gesellschaft in jeder Beziehung vorwärtszubringen. Dies zeigt sich auch in der Wirtschaftsgeschichte. Nach jeder «Völkerwanderung» stieg bisher die Wirtschaftskraft im Einwanderungsland.»



Nina Liechti, 23 Jahre alt, Studentin im 6. Semester

«Mich faszinierten die vielseitigen Vorträge. Einige Dozierende haben das Thema auf einer sehr emotionalen Ebene reflektiert und voller Energie und Tatendrang referiert. Der Austausch mit den Studierenden aus dem In- und Ausland fand vor allem im Workshop statt. Wir diskutierten über die Tätigkeiten von Sozialarbeitenden und Hebammen in der Arbeit mit Flüchtlingen. Es wurde ersichtlich, wie unglaublich wichtig eine interdisziplinäre Zusammenarbeit ist und dass sie der Klientel einen grossen Nutzen bringt. Wesentlich ist für mich die Erkenntnis, dass wir als Fachpersonen der Sozialen Arbeit verpflichtet sind, aktiv zu werden, auf Probleme hinzuweisen und die gesellschaftliche Akzeptanz zu fördern.»

Soziale Arbeit forschend lernen



Prof. Dr. André Zdunek
Dozent
andre.zdunek@bfh.ch

Neugier und Selbstverantwortung gepaart mit methodischem Vorgehen – das sind die Zutaten für Forschendes Lernen. Das Lernkonzept setzt die Grundidee von Hochschulbildung um und hat eine besondere Affinität zur Praxis der Sozialen Arbeit. Seit dem Herbstsemester 2016 lernen die Studierenden im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit in ausgewählten Modulen forschend.

Studierende stehen vor der Herausforderung, einen hochschulgerechten Lernstil zu entwickeln, um ihr Studium erfolgreich zu bestehen. Auch wenn die Mittelschule schon ein vertieftes Lernen fördert, verstehen viele Studienanfängerinnen und -anfänger Lernen primär als das Aneignen von Inhalten, die sie dann anlässlich von Prüfungen wiedergeben sollen. Solche Inhalte, die von jeglichem Kontext losgelöst sind, wiedergeben zu können, ist aber nicht Ziel der Hochschulbildung. Diese entwickelt vielmehr umfassendere, auf dem Wissen aufbauende Fähigkeiten und Kompetenzen. Gemäss dem Qualifikationsrahmen für den schweizerischen Hochschulbereich sind dies Wissen und Verstehen, die Fähigkeit zu deren Anwendung, Urteilen, kommunikative Fertigkeiten sowie Selbstlernfähigkeit (CRUS, KFH & COHEP, 2011, S. 7–8).

Fragende Herangehensweise

Forschendes Lernen ist ein Lernkonzept, das diese umfassenderen Kompetenzen integral fördert. Im Forschenden Lernen setzen sich die Studierenden aktiv mit dem Lerngegenstand auseinander, indem sie sich zu diesem fragend verhalten. Sie rezipieren die Inhalte nicht einfach, sondern entwickeln Fragen zu diesen. Wenn zum Beispiel die Werteorientierung der Sozialen Arbeit Lerngegenstand ist, dann sollen die Studierenden diese Werte nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern sich mit diesen in ein forschend-fragendes Verhältnis setzen. Dies geschieht, indem sie zum Beispiel fragen, wo in der Praxis der Sozialen Arbeit der Wert der Autonomie relevant ist, ob es legitime Beschränkungen der Autonomie von Klientinnen und Klienten gibt, wie diese gegebenenfalls zu rechtfertigen sind oder woran sich das Handeln in diesem Fall orientieren kann.

Diese Fragen sollen dann wissenschaftlich beantwortet werden. Eine Frage wissenschaftlich zu beantworten bedeutet im Grundsatz, diese mit Argumenten zu beantworten, die für jeden und jede nachvollziehbar zu einem Ergebnis führen, welches die Voraussetzungen der Argumentation mitreflektiert. Dabei macht die Wissenschaft aus, dass diese ein Repertoire an Wegen der Beantwortung in Form von Argumentationsmustern,

Theorien oder empirischen Methoden bereitstellt. Diese sollen die Studierenden beiziehen und verwenden. Forschendes Lernen richtet sich schliesslich, so wie Forschung, an eine Öffentlichkeit. Dies verlangt, dass Antworten auf die entwickelten Fragestellungen in einer geeigneten Form einem Publikum, etwa den Mitstudierenden, vorgestellt und zur Diskussion gestellt werden.

Ein anspruchsvoller Lernprozess unter Anleitung

Die Dozierenden unterstützen die Studierenden in diesem Prozess, konkret in der Entwicklung der Fragestellung, bei den wissenschaftlichen Wegen und Mitteln zu deren Beantwortung und in der Dokumentation und Begründung der Ergebnisse. Der Lernprozess ist umso anspruchsvoller, je autonomer die Studierenden die einzelnen Schritte des Forschenden Lernens bewältigen. Damit lässt sich Forschendes Lernen als ein Lernprozess beschreiben, der von Studierenden gesteuert und von Dozierenden begleitet wird, indem sie eine für den jeweiligen Lerngegenstand relevante Fragestellung erarbeiten, deren Beantwortung nach wissenschaftlichen Kriterien und Methoden planen, den Plan ausführen und die so gewonnenen Ergebnisse darstellen und begründen.

Es sollte deutlich sein, dass ein solcher Lernprozess über das Verstehen von bestehenden Erkenntnissen und von Inhalten hinausreicht. In diesem Prozess wird das bestehende Wissen angewendet, und Urteilsfähigkeit ebenso wie kommunikative Kompetenzen werden gefordert. Zudem werden die Studierenden befähigt, eigenständig geeignete Inhalte zu erarbeiten. Dadurch entwickelt sich ihre Selbstlernfähigkeit. Forschendes Lernen lässt sich damit als die hochschuladäquate Lernform verstehen.

Enger Bezug zur Sozialen Arbeit

Doch Forschendes Lernen ist nicht nur die hochschuladäquate Lernform, sondern hat auch eine spezielle Affinität zur Praxis der Sozialen Arbeit. Die professionelle Praxis zeichnet aus, dass sie nicht standardisierbar ist. Sozialarbeitende unterstützen Menschen, welche sich in krisenhaften Situationen und Prozessen befinden, im Rahmen einer stellvertretenden Krisenbewältigung (vgl. Oevermann, 2002). Eine Krise ist das Gegenstück zu den biologisch angelegten Dispositionen und kulturell entwickelten Routinen, schwierige Situationen zu bewältigen. In der professionellen Praxis werden Krisen bearbeitet, für deren Bearbeitung und Lösung solche Routinen oder Standards nicht bestehen, nicht entwickelt wurden oder nicht ausreichen. Es muss eine individuelle Lösung erarbeitet werden. ▶



Sozialarbeitende können ihrer Klientel nicht als einfache Problemlöserinnen oder -löser gegenüberreten, welche deren Probleme diagnostizieren, um daraus eine Lösung abzuleiten. Vielmehr muss die Krisensituation aus der individuellen Lebenspraxis rekonstruiert werden. Hier setzt das sogenannte Fallverstehen (Oevermann, 2002, S. 30) an. Es eröffnet einen fragenden Zugang zur Biographie des Klienten oder der Klientin, um in einem Arbeitsbündnis mit dem betroffenen Menschen eine dem Einzelfall gerecht werdende Lösung zu erarbeiten. Dieser professionelle Prozess hat die Struktur des Forschenden Lernens.

Es geht nicht ums Forschen-Lernen

Der Begriff des forschenden Lernens kann zu Missverständnissen führen. Obwohl der Begriff präzise ausdrückt, dass es um das Lernen geht und der forschende Weg der Weg des Lernens ist, wird Forschendes Lernen oft auf das Forschen-Lernen verkürzt. Forschendes Lernen wird auch ausdrücklich mit der Stärkung der Forschungskompetenz der Studierenden legitimiert. Dies ist aber nicht das Verständnis und auch nicht die Ausrichtung des Studiengangs Soziale Arbeit.

Selbstverständlich sind die Inhalte, die an einer Hochschule vermittelt werden, Ergebnisse von Forschung. Denn eine Hochschulausbildung ist eine wissenschaftliche Ausbildung und wissenschaftliche Ergebnisse und Inhalte werden durch Forschung gewonnen. Die Leitidee des Forschenden Lernens ist aber nicht, dass die Studierenden zu Forscherinnen und Forschern ausgebildet werden. Die Leitidee des Forschens im Forschenden Lernen ist eine viel grundlegendere, von der die Idee von Forschung abgeleitet ist: Wir Menschen stehen immer wieder vor Fragen und praktischen Problemen, für die wir keine Lösung oder Antwort parat haben. Die Grundidee des Forschens besteht darin, die Frage oder das Problem dahingehend zu schärfen und zu präzisieren, dass sich eine Lösung oder Antwort gewinnen lässt, um sich mit der präzisierten Frage- oder Problemstellung dann auf den Weg zu einer Antwort oder Lösung zu begeben. Das fragende oder forschende Verhältnis zur Welt gehört zur Grundverfassung des Menschen in einer Welt, die ihm nicht verfügbar ist und sehr oft Widerstände entgegensetzt.

Der Fluchtpunkt dieser Widerständigkeit der Welt liegt letztlich in der Endlichkeit des Menschen, in der nicht überwindbaren Tatsache des Todes. Die professionelle Forschung, wie wir sie heute kennen, hat ihren Anfang in der Neuzeit und begann sich im 19. Jahrhundert zu professionalisieren. Sie kann als die kulturell ausgestaltete Form des Umgangs mit den Frage- und Problemstellungen verstanden werden, wie sie sich dem menschlichen Leben stellen. Die professionelle Forschung ist die kulturelle Antwort auf die Grundtatsache des Krisenhaften im menschlichen und gesellschaftlichen Leben.

Vorbereitung auf die Berufspraxis

Wenn Studierende die Lerninhalte forschend erlernen, dann aktualisieren sie den Frage- und Problemzusammenhang, in dem die Ergebnisse der professionellen

Forschung stehen, mit denen sie sich im Studium beschäftigen. Die Erwartung ist aber nicht, dass sie selbst originäre Ergebnisse an der Front dieser professionellen Arbeit zu den aktuellen Frage- und Problemstellungen leisten. Je nach Neigung und Begabung können sie zwar die Forschungskarriere einschlagen. Doch auch die heutige Berufswelt erfordert die Fähigkeit, Problemstellungen der Praxis zu schärfen, systematisch zu bearbeiten und einer Lösung zuzuführen. So bearbeitet Soziale Arbeit die Krisentatsache des Menschen in individualisierter Form. Auf diese alltäglichen forschenden Aufgaben bereitet die Hochschulbildung vor.

Auch wenn Forschendes Lernen ein neues Lernkonzept ist, welches international viel Beachtung findet, ist es – dies sollte deutlich geworden sein – in der Idee von Hochschulbildung und in den Problemstellungen angelegt, auf welche Hochschulbildung eine Antwort darstellt. Es fordert auch die Lehrenden heraus, weil sie die Lerninhalte ausdrücklich in den Frage- und Problemzusammenhang bringen müssen, der rechtfertigt, wieso die Studierenden sich gerade mit diesen Lerninhalten auseinandersetzen sollen. Damit fördert Forschendes Lernen ebenso die Reflexion der Studiengänge und deren Praxisbezug, sei es die unmittelbare berufliche Praxis oder die Lebenspraxis in einem umfassenderen Sinn. ■

Literatur:

- Oevermann, Ulrich. (2002). Professionalisierungsbedürftigkeit und Professionalisiertheit pädagogischen Handelns. In Marget Kraul, Winfried Marotzki & Cornelia Schweppe (Hrsg.), *Biographie und Profession* (S. 19–63). Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.
- Rektorenkonferenz der Schweizer Universitäten CRUS, Konferenz der Fachhochschulen KFH & Schweizerische Konferenz der Rektorinnen und Rektoren der Pädagogischen Hochschulen COHEP. (2011). *Qualifikationsrahmen für den schweizerischen Hochschulbereich – nqf.ch-HS*. Abgerufen von <https://www.swissuniversities.ch/de/hochschulraum/qualifikationsrahmen/>

Soziale Arbeit ist...

von Fabienne Amlinger



Dr. des. Fabienne Amlinger ist Historikerin und Geschlechterforscherin. Sie arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung (IZFG) der Universität Bern.

fabienne.amlinger@izfg.unibe.ch

Der Anfang gestaltet sich immer gleich: Die Studierenden des Einführungsseminars in die Geschlechterforschung begrüsse ich in der ersten Sitzung mit dem Satz «Höchstwahrscheinlich werden Sie dieses Seminar in drei Monaten mit mehr Fragen verlassen, als Sie jetzt haben!». Diese Ankündigung vermag zu irritieren, sollen an der Universität doch Fragen beantwortet, Fakten vermittelt und Wissen generiert werden. Selbstverständlich geschieht dies auch in der Geschlechterforschung. Doch soll es darüber hinausgehen. Warum also wird – womöglich nicht sehr motivationsfördernd – in Aussicht gestellt, mit mehr Fragen und folglich mit gewachsenem Wissen über das eigene Unwissen einen Kurs zu beenden? Und Moment: Was hat all das eigentlich mit Sozialer Arbeit zu tun?

Eine ganze Menge, so die kurze Antwort. Mir stehen hier aber dankbarerweise einige Zeilen zur Verfügung um auszuführen, wie Geschlechterforschung mit Sozialer Arbeit zusammenhängt. Geschlechterforschung, auch als Gender Studies bekannt, beschäftigt sich aus einer Geschlechterperspektive mit gesellschaftspolitisch wichtigen Themen. Dahinter steckt die zentrale Erkenntnis, dass Geschlecht eine sozial höchstrelevante Kategorie ist und dass entlang der Kategorie Geschlecht vielfache soziale, politische, rechtliche und ökonomische Ungleichheiten, Diskriminierungen und Ungerechtigkeiten produziert werden. Werden diese Überlegungen heruntergebrochen und als konkrete Fragestellungen formuliert, so können diese beispielsweise folgendermassen lauten: Warum ist bis heute ein einheitlich geregelter Vaterschaftsurlaub ein politisches Desiderat? Woher stammen geschlechtsspezifische Rollenerwartungen und wie wirken diese? Wie kommt es, dass Frauen stärker von Armut betroffen sind

als Männer? Welchen besonderen Diskriminierungen sind Transmenschen auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt?

Als Geschlechterforscherin geht es also darum, geschlechtsspezifische asymmetrische Macht- und Ungleichheitsverhältnisse theoretisch zu fassen, zu erforschen und zu vermitteln. Und genau das ist für mich auch eine Art Soziale Arbeit. Denn der dabei notwendige präzise und kritische Blick auf die Gesellschaft deckt Diskriminierungen und Ungleichheiten nicht nur auf. Vielmehr ist es mein Anspruch, die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis zu bedienen und dabei sozial verändernd zu wirken. So soll das wissenschaftlich Erarbeitete in ausserakademische Felder transferriert werden und in gesellschaftspolitische Diskurse einfließen. Diese Funktion der Gender Studies als Korrektiv zu sozialen Missständen erachte ich als immanent wichtig für das Ziel einer (geschlechter)gerechteren Gesellschaft. Doch genau weil die Geschlechterforschung sich solchen Themen und gesellschaftlichen Verhältnissen annimmt, polarisiert sie seit ihren Anfängen in den 1970er-Jahren. Indem sie tief in der Gesellschaft verankerte, oft als «natürlich» erachtete Ungleichheiten benennt und vermeintlich Eindeutiges und Selbstverständliches – etwa die zu stark vereinfachte Einteilung der Menschen in Frauen und Männer, stereotype Geschlechterrollen oder auf Geschlecht basierende Ungleichbehandlungen – aufdeckt, benennt und konfrontiert sie auch jene, die von ebendiesen Ungleichheiten profitieren und Privilegien besitzen.

Ja, Geschlechterforschung ist unbequem. Bisweilen ist sie anstrengend und sie zwingt uns, genau hinzuschauen und an vermeintlich Selbstverständlichem, das uns nicht zuletzt als Stütze im sozialen Alltag dient, zu rütteln. Das kann verunsichern und – wie anfänglich erwähnt – mehr Fragen auftauchen lassen als Antworten liefern. Doch just dieser kritische Blick, so bin ich überzeugt, ist enorm hilfreich, um diese Welt zu einer besseren zu machen und die Gesellschaft gerechter und sozialer zu gestalten.

Neue Mitarbeitende



Cécile Bachmann

Was ich mag: Winter, Fotografie, Reisen, backen (Cupcakes), Katzen

Was ich nicht mag: Hitze, IT-Probleme, drängelnde Menschen

Nach mehreren Jahren Berufserfahrung bei der ABB Schweiz AG im internationalen Schulungsbereich komplettiert Cécile Bachmann das Team im Ressort Praxisausbildung seit dem 1. März 2017. Zurzeit absolviert sie ein berufsbegleitendes Studium zum Bachelor Business Administration, Fachrichtung Wirtschaftspsychologie, welches sie voraussichtlich im März 2018 abschliessen wird.



Matthias Dominik Heri

Was ich mag: Sonne, Espresso, Pingpong spielen, Humor (auch schwarzen), YB, Konstruktivismus, Pasta, Science Fiction

Was ich nicht mag: allzu vorgefasste Meinungen, unbequeme Stühle, Werbung, Rechthaberei

Matthias Heri ist seit Februar 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Soziale Arbeit. Er hat an der Universität Bern Psychologie studiert und anschliessend zum Thema anonyme Telefonberatung von Kindern und Jugendlichen promoviert. Sieben Jahre beriet er via Telefon, E-Mail und SMS Kinder und Jugendliche bei der Notrufnummer 147. Neben seiner Tätigkeit an der BFH ist er Coach und Assessor in der Organisationsberatung.



Debra Hevenstone

Was ich mag: Sport, Natur und die Zeitschrift «New Yorker»

Was ich nicht mag: kalten Regen, Überheblichkeit und Velospuren, die bei den Tramhaltestellen verschwinden

Debra Hevenstone arbeitet seit Januar 2017 als Dozentin am Fachbereich Soziale Arbeit. 1998 schloss sie ihr Studium mit einem MA in Sozialwissenschaft an der Universität Chicago ab und promovierte in Soziologie und öffentliche Politik an der Universität Michigan. Debra Hevenstone hat Erfahrung in der öffentlichen Politik bei Evaluationsfirmen und Think Tanks, u.a. Brookings Institution (Washington DC), ILO (Genf), PSI (London) und MDRC (NYC) sowie akademische Erfahrung als Oberassistentin an den Universitäten Zürich und Bern. Debra Hevenstone erhielt Fördergeld von SECO, SNF und NSF (der amerikanische SNF), veröffentlichte mehrere wissenschaftliche Artikel in Soziologie und brachte ein Buch über sozialpolitische Designs heraus. Debra Hevenstones Forschungsinteressen gelten Sozialpolitik, Arbeitsmarkt und quantitativen Methoden.



Susanne Keller

Was ich mag: Weite, Bewegung, Lachen, kochen & essen, Natur, lernen

Was ich nicht mag: Schmerzen, frieren, Lärm, Unzuverlässigkeit

Seit Februar 2017 arbeitet Susanne Keller als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Soziale Arbeit. Sie ist mit ihrem Master in klinischer Sozialarbeit u.a. Modulverantwortliche für das Bachelor-Modul Soziale Arbeit im Gesundheitswesen. Sie arbeitet daneben in eigener Praxis als Coach und Supervisorin BSO, nachdem sie etliche Jahre als Sozialarbeiterin und Sozialpädagogin in unterschiedlichen Feldern des Gesundheits- und Sozialwesens tätig war. Ursprünglich aus dem kaufmännischen Bereich kommend, war eine Ausbildung zur Pflegehilfe und die damit verbundene mehrjährige Tätigkeit in der Altersarbeit der Motivator gewesen, eine Ausbildung in Sozialer Arbeit zu beginnen und sich auf dieser Grundlage stets weiter zu spezialisieren und zu qualifizieren.

20 Jahre BFH

Die BFH feiert 2017 ihren 20. Geburtstag. Aus diesem Anlass erhalten alle Interessierten an mehreren öffentlichen Veranstaltungen Einblick in die vielfältigen Tätigkeitsfelder der Hochschule. Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Zukunft – Stadt – Mobilität
27. Juni 2017

Kunstaussstellung
18. August 2017

Medizintechnik – von Chancen, Risiken und Nebenwirkungen
21. September 2017

Wenn ein Familienmitglied meine Pflege braucht
17. November 2017

Weitere Informationen und Anmeldung:
bfh.ch/20jahre

Edition Soziothek

Die Edition Soziothek ist ein Non-Profit-Verlag, der sozialwissenschaftliche Studien und Forschungsarbeiten publiziert, die nicht für den kommerziellen Buchhandel bestimmt sind. Bei den Publikationen handelt es sich hauptsächlich um Bachelor- und Master-Thesen, die als «sehr gut» oder «hervorragend» beurteilt wurden, und um Forschungsarbeiten von öffentlichen und privaten Stellen.

www.soziothek.ch



Bibliothek Soziale Arbeit

Die Bibliothek am Fachbereich Soziale Arbeit ist eine wissenschaftliche Spezialbibliothek. Das Angebot umfasst Bücher, DVDs, Zeitschriften, Datenbanken, E-Journals und E-Books. Die Bibliothek steht allen Interessierten offen.

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag, 9.30 bis 17.30 Uhr
Hallerstrasse 8, 3012 Bern
soziale-arbeit.bfh.ch/bibliothek

Newsletter

Verkürzen Sie sich die Zeit zwischen den «impuls»-Ausgaben: Abonnieren Sie unseren Newsletter. Der viermal jährlich erscheinende Newsdienst richtet sich an alle thematisch Interessierten, an ehemalige und aktive Studierende, an Medienschaffende und Praxispartner.

Unter soziale-arbeit.bfh.ch/newsletter können Sie in den letzten Ausgaben schmökern.

Master in Sozialer Arbeit

Qualifizieren Sie sich für anspruchsvolle Aufgaben in Praxis, Forschung und Lehre. Der Master in Sozialer Arbeit bietet neue Perspektiven für Fachleute der Sozialen Arbeit. Besuchen Sie unsere Infoveranstaltung in Bern:

22. Mai 2017
15. Juni 2017
11. Juli 2017
17. August 2017
Jeweils 12.00 bis 13.00 Uhr und 18.15 bis 19.15 Uhr

Anmeldung und weitere Informationen unter
www.masterinsozialerarbeit.ch

MASTER

IN

SOZIALER

ARBEIT

BERN | LUZERN
ST. GALLEN | ZÜRICH

Alumni

Nächste Veranstaltungen

Im Gespräch mit Regierungsrat Pierre Alain Schnegg, Gesundheits- und Fürsorgedirektor des Kantons Bern
7. Juni 2017, 18.15–20.15 Uhr

Printmedien – Welche Themen werden warum wie aufbereitet?

20. September 2017, 18.15–20.15 Uhr

Umfrage

Im Auftrag des Vereins Alumni BFH Soziale Arbeit hat der Fachbereich Soziale Arbeit Anfang 2017 eine Online-Mitgliederbefragung durchgeführt. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse finden Sie auf der unten erwähnten Website.

Jetzt Mitglied werden! www.alumni-sozialerarbeit.bfh.ch

Alumni BFH

Soziale Arbeit

Überlegungen zum Rückgang der Jugenddelinquenz in diesem Jahrzehnt



Prof. Dr. Jachen Nett Curdin
Dozent
jachen.nett@bfh.ch

Nach Jahren der Zunahme der Jugendkriminalität und insbesondere der von Jugendlichen begangenen Gewaltdelikte ist im aktuellen Jahrzehnt ein deutlicher Rückgang zu verzeichnen. Diese positive Entwicklung ist unter anderem auf das veränderte Freizeitverhalten der Jugendlichen zurückzuführen, wie die Analyse von allgemein zugänglichen Daten zeigt.

Nach 2010 ist ein Abwärtstrend bei den verurteilten Jugendlichen in der Schweiz zu beobachten. Zwischen 2010 und 2015 ging die Zahl der verurteilten Jugendlichen um rund 21 Prozent zurück (Stand der JUSUS Datenbank am 16.5.2016). Zwischen 1999 und 2010 war diese Zahl noch um rund 25 Prozent gestiegen.

Betrachtet man die Entwicklung getrennt nach Geschlecht, so zeigt sich, dass sowohl in der Periode ansteigender als auch in der nachfolgenden Periode abnehmender Zahlen die Entwicklung bei den Mädchen jeweils ausgeprägter ausfiel als bei den Jungen. Bei den Mädchen stieg die Zahl der Verurteilten bis 2010 um rund 61 Prozent gegenüber 17 Prozent bei den Jungen. Danach fielen die Zahlen bis 2015, um 31 Prozent bei den Mädchen und 20 Prozent bei den Jungen.¹⁾

Deutliche statistische Veränderungen

Der Rückgang bei den strafrechtlich verurteilten Jugendlichen, der in der Statistik der Jugendstrafurteile nach 2010 ausgewiesen wird, fällt stärker aus, als die Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur erwarten lassen. Zwar hat die Zahl der Jugendlichen in der Schweiz in den letzten Jahren tatsächlich etwas abgenommen, aber wie eine Auswertung der Zahl der verurteilten Jugendlichen bezogen auf 1000 Gleichaltrige der ständigen Wohnbevölkerung zeigt (Nett, 2016), kann dies die Abnahme der Jugendkriminalität nach 2010 nicht erklären.

Gleichfalls kann ausgeschlossen werden, dass der in der Jugendstrafurteilsstatistik ausgewiesene Rückgang der Kriminalität nur durch eine allenfalls veränderte Praxis in der Jugendstrafrechtspflege bedingt ist (2007 trat das neue Jugendstrafgesetz in Kraft). Denn die seit 2009 schweizweit eingeführte neue Kriminalstatistik der Polizei (PKS), welche gegenüber der früheren kantonspezifischen Datensammlungen weit verlässlichere und differenziertere Daten erzeugt, weist ebenso auf einen Rückgang jugendlicher Tatverdächtiger hin (Nett, 2016).

1) Diese Angaben widersprechen einer Aussage anlässlich des Referats, auf dem dieser Artikel beruht, welche fälschlicherweise von einem vergleichsweise geringeren Rückgang der registrierten weiblichen Jugendkriminalität ausging (vgl. Nett, 2016).

Da von Behörden erzeugte Statistiken nur Auskunft über die offiziell registrierte Kriminalität geben, haben Befunde zur selbstberichteten Opfer- und Tätererfahrung besondere Bedeutung. Die in den Jahren 1999, 2007 und 2014 im Kanton Zürich durchgeführten Befragungen bei Schülerinnen und Schülern der neunten Schulstufe sind deshalb aufschlussreich: Sie verweisen auf einen deutlichen Rückgang der selbstberichteten und selbsterfahrenen Gewalthandlungen zwischen 2007 und 2014 (Ribeaud, 2015).

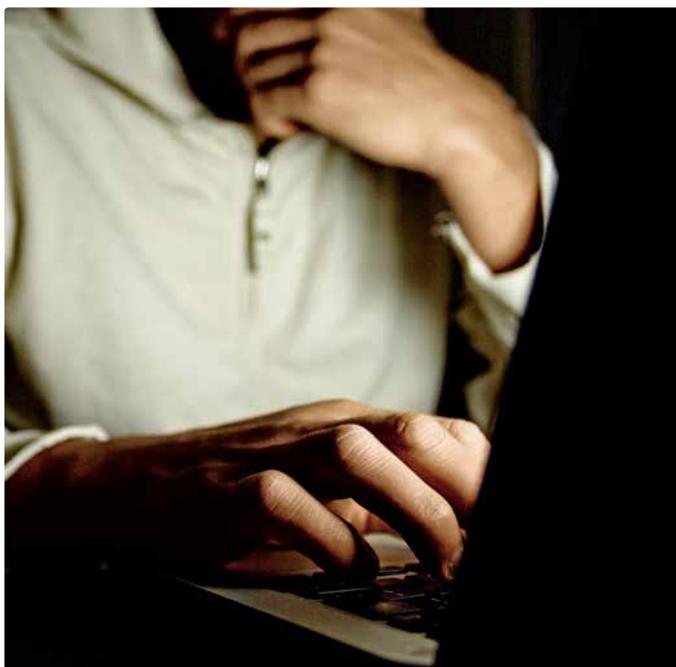
Dieses Ergebnis weist in dieselbe Richtung wie die Jugendstrafurteilsstatistik. Dort wird ausserdem deutlich, dass die Gewaltdelinquenz im Vergleich zur gesamten jugendlichen Delinquenz nach 2010 sogar noch stärker abgenommen hat (Nett, 2016).

Seltener im öffentlichen Raum unterwegs

Was könnte nun Ursache sein des unleugbaren Rückgangs der Jugendkriminalität und insbesondere der jugendlichen Gewaltdelinquenz? Hinweise dazu finden sich wiederum in den erwähnten Schülerbefragungen. Demnach hat sich zwischen 2007 und 2014 das Freizeitverhalten der Schülerinnen und Schüler in verschiedener Hinsicht verändert: Sie gehen seltener in den Ausgang – obschon sie an den Wochenenden durchschnittlich später zu Bett gehen (Ribeaud, 2015, S. 82).

Dass Clubbesuche und Partys an Stellenwert im jugendlichen Freizeitverhalten eingebüsst haben, zeigt auch ein Vergleich der für die Schweiz repräsentativen sogenannten JAMES-Studien, welche seit 2010 alle zwei Jahre durchgeführt werden. Dabei werden jeweils 12- bis 19-jährige Personen mit Fokus auf deren Umgang mit Medien befragt.

Während bei der ersten Studie noch rund 8 respektive 6 Prozent der Befragten antworteten, dass sie täglich oder mehrmals pro Woche Partys bzw. eine Disco besuchen, lag der Anteil der entsprechenden Antworten 2016 nunmehr jeweils bei der Hälfte (Willemse et al, 2010, S. 13; Waller et al. 2016, S. 10). Da die Präsenz im (halb-)öffentlichen Raum, was der Besuch von Partys und Clubs impliziert, ein zentraler situativer Risikofak-



Erfolg im Online-Gaming erfordert einen klaren Kopf.

tor für Gewalthandlungen darstellt, ist durchaus zu erwarten, dass sich eine solche Veränderung im Freizeitverhalten auch deutlich auf die Kriminalitätsbelastung der Jugendlichen auswirkt.

Gamen statt Schlafen

Aber was tun Jugendliche an den Wochenenden im privaten Raum, das sie vom Schlafen abhält? Die Ergebnisberichte der JAMES-Studien weisen regelmässig darauf hin, dass sich das Freizeitverhalten insofern nicht gewandelt hat, als dass das Treffen und der Austausch mit Freunden konkurrenzlos an erster Stelle rangiert (Willemse et al, 2010; 2012; 2014; Waller et al. 2016).

Obschon die entsprechenden Angaben jeweils unter der Rubrik «nonmediale Freizeitaktivitäten» aufgeführt werden, hat dies nicht zu bedeuten, dass bei diesen Treffen keine digitalen Medien genutzt werden. Angaben zum Video-Gaming zeigen denn auch, dass gerade männliche Jugendliche regelmässig nicht nur zusammen online, sondern auch gemeinsam in einem Raum Computerspiele spielen.

Dass das Online-Gaming in den letzten Jahren einen wachsenden Einfluss auf das Freizeitverhalten der männlichen Jugendlichen hatte, legt ein Vergleich der von den Befragten geschätzten Dauer des täglichen Videospieldauern nahe: Zwischen 2012 und 2016 stieg die Spieldauer an und zwar um 69 Prozent an Werktagen und um 48 Prozent an den Wochenenden (Willemse et al, 2012, S. 42; 2016, S. 59).

Weniger Gewalt trotz brutaler Games

Das durch die neuen Medien beeinflusste Freizeitverhalten der Jugendlichen kommt auch in den im Kanton Zürich durchgeführten Schülerbefragungen zum Ausdruck: Der «problematische Medienkonsum» nimmt zu. Beispielhaft wird unter anderem angeführt, dass zwischen 2007 und 2014 der Anteil der männlichen Be-

fragten, die mindestens wöchentlich realistisch-brutale Computer- oder Videospiele gespielt haben, von 31 Prozent auf 50 Prozent angestiegen ist.

Da der «problematische Medienkonsum» gemäss statistischen Auswertungen auf «einen mittleren bis starken Zusammenhang mit Gewalthandeln» hinweist, wird dieser im Hinblick auf das Profil von Gewalttätern als Risikofaktor eingeschätzt (Ribeaud, 2015, S. 82). Damit werden jedoch die protektiven Aspekte des verbreiteten Gaming-Verhaltens von männlichen Jugendlichen unterschlagen.

Abgesehen davon, dass Gaming die durchschnittliche Aufenthaltsdauer von Jugendlichen im öffentlichen Raum verringert und damit auch die Chance reduziert, dass gelangweilte oder gewaltbereite Jugendliche aufeinandertreffen, trägt es möglicherweise auch dazu bei, dass Alkohol und Cannabis bei Jugendlichen an Attraktivität verloren haben. Denn um im Online-Game zu reüssieren, ist ein klarer Kopf von Vorteil.

Social Media statt Gaming

Offenbar im Gleichschritt mit den männlichen Jugendlichen fand in der Tendenz auch ein Rückzug der Mädchen aus dem öffentlichen Raum statt. Da Gaming bei ihnen auf der Präferenzskala relativ niedrig rangiert, ist eine alternative Erklärung angezeigt.

Möglicherweise hat die zeitgleiche Verbreitung des Smartphones unter Jugendlichen damit zu tun. Es ermöglicht eine intensivere Nutzung von Social Media und könnte somit eine mit dem Gaming-Verhalten der Jungen korrespondierende Wirkung entfaltet haben. ■

Der Artikel beruht auf einem Referat, das der Autor im September 2016 anlässlich der Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Jugendstrafrechtspflege gehalten hat. Im Zentrum stand die Frage, wie die Ergebnisse der Evaluation der Wirksamkeit des 2007 in Kraft getretenen Jugendstrafgesetzes (vgl. Urwyler & Nett, 2012) heute zu bewerten sind.

Das Referat mit dem Titel «Die Folgerungen aus der Evaluation der Wirksamkeit des Jugendstrafgesetzes im Lichte der jüngsten Entwicklungen – was hat sich seither verändert, und was ist zu erwarten?» ist abrufbar unter www.julex.ch

Literatur:

- Ribeaud, Denis (2015). *Entwicklung von Gewalterfahrungen Jugendlicher im Kanton Zürich 1999-2014. Forschungsbericht*. Zürich: Professur für Soziologie, ETH Zürich.
- Urwyler, Christoph & Nett, Jachen.C. (2012). *Evaluation der Wirksamkeit des Bundesgesetzes über das Jugendstrafrecht. Schlussbericht zuhanden des Auftraggebers*. Bern: Berner Fachhochschule, Fachbereich Soziale Arbeit.
- Waller, Gregor, Willemse, Isabel, Genner, Sarah, Suter, Lilian & Süss, Daniel (2016). *JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz*. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
- Willemse, Isabel, Waller, Gregor & Süss, Daniel (2010). *JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz*. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
- Willemse, Isabel, Waller, Gregor, Süss, Daniel, Genner, Sarah & Huber, Anna-Lena (2012). *JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz*. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.
- Willemse, Isabel, Waller, Gregor, Genner, Sarah, Suter, Lilian, Oppliger, Sarah, Huber, Anna-Lena & Süss, Daniel (2014). *JAMES – Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz*. Zürich: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Beratung		
Grundlagen der Systemischen Beratung	29./30./31. Mai 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-BER-4
Fachkurs Onlineberatung – Systemische Beratung via Internet [neu]	Mai bis Juni 2017	K-BER-13
Fachkurs Trauma und Beratung	Juni bis November 2017	K-BER-2
Fachkurs Motivierende Gesprächsführung	August 2017 bis Februar 2018	K-MET-2
Fachkurs Abschied und Abschiedsprozesse – Hypno-Systemische Zugänge [neu]	Oktober 2017 bis Februar 2018	K-BER-11
Fachkurs Neuro-Systemische Beratung	Oktober 2017 bis März 2018	K-BER-8
Fachkurs Systemische Beratung und psychiatrische Diagnosen	November 2017 bis Februar 2018	K-BER-5
Fachkurs Systemische Kompetenz in Veränderungsprozessen	März bis Juni 2018	K-BER-7
Fachkurs Systemisch-lösungsorientierte Beratung mit Kindern und Jugendlichen	April bis Juni 2018	K-BER-1
Beratungsgespräche	nächste Durchführung 2018 (Daten folgen)	K-MET-6
Fachkurs Elterncoaching	nächste Durchführung 2018 (Daten folgen)	K-BER-3
Kurs zum Thema Case Management		
Fachkurs Case Management	August bis Dezember 2017 sowie Januar bis Juni 2018	K-CM-20
Kurse zum Thema Kindes- und Erwachsenenschutz		
Berichterstattung in der Mandatsführung: Einzelcoaching	Einzelterminfindung	K-KES-11
Fachkurs Sozialpädagogische Arbeit mit psychisch belasteten Kindern und Jugendlichen	Mai bis September 2017	K-MET-16
Kindes- und Erwachsenenschutz: Basiswissen für die Soziale Arbeit	9./10. August 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-KES-14
Fachkurs Kinderschutz für Fachkräfte in der frühen Kindheit	September 2017 bis April 2018	K-KES-2
Fachkurs Koordinatorin/Koordinator im Familienrat – Family Group Conference	September 2017 bis Juni 2018	K-KES-15
Fachkurs Verfahrensleitung im Kindes- und Erwachsenenschutz [neu]	September 2017 bis März 2018	K-KES-19
Fachkurs Erwachsenenschutz [neu]	Oktober 2017 bis März 2018	K-KES-21
Kinder anhören	2./3. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-2
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	22./23. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-9
Professionelle Kindeswohlabklärungen – Einführung in ein neues Instrument für die Schweiz (in Kooperation mit der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit)	29./30. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-KES-1
Feststellung der Vaterschaft, gemeinsame elterliche Sorge, neues Unterhaltsrecht	15./16. Januar 2018, 9.00–16.45 Uhr	K-REC-12
Fachkurs Abklärung im Erwachsenenschutz [neu]	März bis Juni 2018	K-KES-20
Fachkurs Abklärung im Kinderschutz [neu]	März bis Juni 2018	K-KES-18
Kurse zum Thema Mediation und Konfliktmanagement		
Fachkurs Mediation	12 Kurstage, Start mehrmals jährlich	K-MED-1
Fachkurs Mediation in Organisationen	6 Kurstage, September bis November 2017	K-MED-168
Fachkurs Scheidungs- und Trennungsmediation	6 Kurstage, September bis November 2017	K-MED-170
Fachkurs Mediation im öffentlichen Bereich	6 Kurstage, November 2017 bis Februar 2018	K-MED-169
Diversität und Mehrsprachigkeit in der Familienmediation	3./4. Mai 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-165
Konflikt-Perspektiv-Analyse (KPA) [neu]	16./17. Mai 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-171
Umgang mit Diversity in der Konfliktbearbeitung	1./2. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-99
Hochstrittige Konflikte im Familienkontext	13./14. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-148
Lösungsfokussiertes Arbeiten in der Mediation	19./20. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-145
Deeskalative Gesprächsführung	28. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-155
Umgang mit Macht und Hierarchie	21./22. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-84
The Art of Dialogue through Theatre [neu]	28./29./30. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-167
Allparteiliches Konflikt-Coaching	4./5. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-98
Systemische Fragetechniken	7./8. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-102
Resilienz – Widerstandsfähigkeit im Arbeitsalltag	18. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-160
Umgang mit Sackgassen und Blockaden in der Mediation	18./19. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-143
Erbschaftsmediation	21./22. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-MED-121
Weitere Kurse für ausgebildete Mediatorinnen und Mediatoren: mediation.bfh.ch		

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse im methodischen Handeln		
Einführung ins wissenschaftliche Arbeiten	30. Mai/6. Juni 2017, 13./20. Oktober 2017, jeweils von 8.45–16.45 Uhr	K-MET-15
Selbst- und Ressourcenmanagement	26./27. März und 25. Mai 2018, 8.45–16.45 Uhr	K-MET-17
Fachkurs Praxisausbildung	Juli bis Dezember 2017	K-SPE-6
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Grundlagen der Mediation	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MED-6
CAS Familienmediation	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-5
CAS Mediative Konfliktintervention	Einstieg mit dem Fachkurs Mediation	C-MET-5
CAS Konfliktmanagement	November 2017 bis Dezember 2018	C-SOZ-8
CAS Mediation im öffentlichen Bereich [neu]	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-11
CAS Mediation in Organisationen [neu]	Einstieg nach dem CAS Grundlagen der Mediation	C-MED-12
CAS Mediatives Handeln in transkulturellen Kontexten	November 2017 bis Dezember 2018	C-MED-9
CAS Supervision für Mediatorinnen und Mediatoren	Start Herbst 2017	C-MED-8
CAS Systemische Beratung in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit	Einstieg z.B. mit dem Fachkurs Abschied und Abschiedsprozesse	C-BER-2
CAS Praxisausbildung	Einstieg mit dem Fachkurs Praxisausbildung	C-SPE-2
CAS Case Management	Einstieg mit dem Fachkurs Case Management	C-CM-1
CAS Systemische Beratung mit Familien, Paaren und Gruppen	August 2017 bis Juni 2018	C-BER-1
CAS Systemische Beratung – Grundhaltungen, Prämissen und Methoden	September 2017 bis Juli 2018	C-MET-3
CAS Case Management	Oktober 2017 bis November 2018	C-CM-4
CAS Mandatsführung im Kindes- und Erwachsenenschutz	Januar bis Dezember 2018	C-KES-1
CAS Kindesschutz	Juni 2017 bis Mai 2018	C-KIS-1
CAS Methodische Vertiefung für den Kindesschutz [neu]	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-2
CAS Recht und Methodik für den Erwachsenenschutz [neu]	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-3
CAS Verfahrensleitung und Abklärung im Kindes- und Erwachsenenschutz [neu]	Einstieg jederzeit möglich	C-KES-4
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Case Management	Einstieg jederzeit möglich	D-CM-1
DAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich	D-MED-1
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Mediation	Einstieg jederzeit möglich	M-MED-1
MAS Systemische Beratung in der Sozialen Arbeit	Einstieg jederzeit möglich	M-BER-1
MAS Kindes- und Erwachsenenschutz [neu]	Einstieg jederzeit möglich	M-KES-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung Weiterbildung Case Management	2. Mai 2017, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-3
Infoveranstaltung Weiterbildung Case Management	15. Juni 2017, 17.30–19.00 Uhr	IW-CM-4
Infoveranstaltung Ausbildung in Mediation und Konfliktmanagement	13. Juni 2017, 18.00–20.00 Uhr	IW-MED-18
Infoveranstaltung Ausbildung in Mediation und Konfliktmanagement	14. September 2017, 18.00–20.00 Uhr	IW-MED-20
Infoveranstaltung Weiterbildung Systemische Beratung	4. Mai 2017, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-2
Infoveranstaltung Weiterbildung Systemische Beratung	5. September 2017, 17.30–19.00 Uhr	IW-BER-3

soziale-arbeit.bfh.ch

Management in Sozialen Organisationen



Prof. Dr. Michael Herzka
Dozent
michael.herzka@bfh.ch



Prof. Dr. Christoph Gehrlach
Dozent
christoph.gehrlach@bfh.ch

Die Ziele Sozialer Arbeit werden in koproductiven Prozessen gemäss der Bedarfe und Bedürfnisse von Klientinnen und Klienten verfolgt. Organisation und Ökonomie bilden dafür einen Rahmen. Welche Managementkonzepte dabei angemessen sind, wird innerhalb und zwischen den Disziplinen diskutiert. Der Ansatz der BFH ist das «Integrative Management».

Wenn man die Leistungen von Organisationen im Sozialwesen aus ökonomischer Sicht betrachtet, so ist ihr «Produkt» die Unterstützung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Die Mittel dazu sind Beratung, Begleitung und Förderung. Diese Arbeit leisten hochqualifizierte und erfahrene Mitarbeitende, sie sind die wichtigsten «Ressourcen» und im kompetitiven Arbeitsmarkt schwer zu gewinnen.

Betriebe wie alle anderen?

Soziale Organisationen sind äusserst vielgestaltige Betriebe: Abteilungen der staatlichen Verwaltung, private Vereine, Stiftungen oder auch gewinnorientierte Unternehmen. Die Finanzierenden, Steuerzahlerinnen oder Spender erwarten, dass diese Organisationen möglichst wirtschaftlich funktionieren, das heisst, ihre Leistungen kostengünstig (effizient) und wirkungsvoll (effektiv) erbringen.

Allerdings ist ein Sozialdienst nicht nur ein Büro zur Bearbeitung von Formularen und Auszahlung von Hilfgeldern. Ein Jugendheim ist keine Mischung aus Schule und Hotel, ein Quartiertreff nicht nur ein günstiger Kulturveranstalter. Aufgrund ihres gemeinschaftsbildenden Auftrages – Inklusion und Integration – handelt es sich bei Sozialen Organisationen in unserem Verständnis um eine spezifische Art von Betrieben.

In welcher Hinsicht sie sich jedoch von anderen Unternehmen unterscheiden, ist umstritten und Gegenstand umfangreicher soziologischer und wirtschaftswissenschaftlicher Debatten. Aus der Perspektive der Sozialen Arbeit sowie den benachbarten Feldern der Bildung und des Gesundheitswesens sind hier in den letzten rund 25 Jahren zahlreiche theoretische und empirische Untersuchungen entstanden (Wöhrle, Fritze, Prinz & Schwarz 2017).

Anspruchsvolle Führungsaufgabe

Im Spannungsfeld zwischen sozialer Profession und Ökonomie sehen sich insbesondere die Führungskräfte von Sozialen Organisationen mit den Erwartungen un-

terschiedlicher Anspruchsgruppen konfrontiert. So soll zwar das Wohl der Klientinnen und Klienten immer im Mittelpunkt stehen, aber was dies genau bedeutet und wie viel es kosten darf, muss jeweils politisch ausgehandelt werden. Die Probleme werden komplexer, die Mittel knapper. Medien und Öffentlichkeit beobachten die Entwicklungen im Sozialwesen mit kritischem Blick.

Auf der betrieblichen Ebene sind Soziale Organisationen typische «Expertenorganisationen»: Die Mitarbeitenden fordern umfassende Partizipation, erwarten eine unterstützende Führung und legen gleichzeitig Wert auf Autonomie und grossen Handlungsspielraum. Vorstände oder Behörden sind oft weit weg vom Alltag, dennoch obliegt ihnen die strategische Verantwortung.

Eine Soziale Organisation zu leiten, bedeutet also, fachliche und wirtschaftliche Überlegungen gegeneinander abzuwägen, das gesellschaftliche und politische Umfeld mit zu bedenken und unter grossem Druck führungs- und unternehmensethisch schwierige Entscheidungen zu treffen (Herzka 2013, 2017). Dabei kann es die Führungsperson nie allen recht machen und muss für vieles den Kopf hinhalten. Unsere Aufgabe als Fachhochschule sehen wir darin, die Führungskräfte bei der Bewältigung ihrer anspruchsvollen Managementaufgaben mit spezifischen Weiterbildungen, praxisnaher Forschung und massgeschneiderter Beratung zu unterstützen.

Ein umfassendes Managementverständnis

Der Fachbereich Soziale Arbeit steht für ein «Integratives Management». Diese Perspektive anerkennt die besonderen Bedingungen bei der Erbringung personenbezogener Dienstleistungen, namentlich in Sozialen Organisationen. Darunter fallen in unserem Verständnis alle Leistungen, die in einem strukturierten und professionellen Rahmen in den verschiedenen Handlungsfeldern des Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswesens erbracht werden.

In Sozialen Organisationen treffen Profis mit Klientinnen und Klienten zusammen. Beide Seiten sind am



Führen in Sozialen Organisationen bedeutet in erster Linie, Mitarbeitende zu befähigen und zu coachen.

Vernetzte Hochschule

Der Fachbereich Soziale Arbeit der BFH ist auf nationaler und internationaler Ebene in Netzwerken rund um die Management-Thematik im Sozialwesen engagiert.

Die Fachkommission Sozialmanagement der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit (SGSA) fördert die Weiterentwicklung des noch jungen Fachgebiets in Ausbildung und Forschung. Dozierende und Forschende pflegen hier den wissenschaftlichen Diskurs und tauschen sich in regelmässigen Veranstaltungen mit Fachpersonen aus der Praxis aus. Die Kommission steht allen Interessierten offen. Die BFH beteiligt sich aktiv im Steuerungsausschuss.

Die Internationale Arbeitsgemeinschaft Sozialmanagement/Sozialwirtschaft (INAS) verbindet Kolleginnen und Kollegen aus Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die BFH ist im erweiterten Vorstand vertreten. Die INAS veranstaltet alle zwei Jahre einen internationalen Fachkongress und veröffentlicht Beiträge zum aktuellen Stand der Diskussionen in Fachpublikationen (z.B. Grillitsch, Brandl & Schuller 2017). Der internationale Fachkongress soll 2020 in Bern durchgeführt werden.

Weitere Informationen
www.sgsa-ssts.ch
www.inas-ev.eu

Prozess der Leistungserbringung beteiligt und tragen daher auch gemeinsam die Verantwortung für den Erfolg ihrer Koproduktion. Das Ergebnis, beispielsweise ein gelungenes Beratungsgespräch, ist dabei immer immaterieller Art (vgl. Gehrlach & Steger 2014; Bieber & Geiger 2014; Klatetzki 2010).

Um die erbrachten Dienstleistungen zu beeinflussen sowie die Qualität und die Leistungsfähigkeit der Organisationen im Sinne des Integrativen Managements zu steuern, ist es erforderlich, eine multiperspektivische Sicht einzunehmen und unterschiedliche Anforderungen miteinander zu verknüpfen. Dies sind einerseits die Möglichkeiten und Erwartungen der Leistungserbringer sowie die Bedürfnisse und Bedarfe der Klienten und Klientinnen, andererseits auch die normativen Rahmenbedingungen, die aus gesellschaftlichen Konventionen und über den Bereich der Gesetzgebung und Finanzierung entstehen. Dabei ist eine systemische Sichtweise einzunehmen, die das Interaktionsverhalten zwischen den verschiedenen Beteiligten in den Fokus nimmt, um so verschiedene vorgegebene Ziele und damit geplante Wirkungen zu erreichen.

Neben diesen spezifischen Aspekten müssen die Leistungen Sozialer Organisationen den klassischen Kriterien genügen: Sie müssen indiziert sein, das heisst, der Interventions- oder Handlungsvorschlag muss mit der Indikation eine möglichst hohe Passung aufweisen. Weiterhin muss die Massnahme wirksam sein, also (auch im Sinne der Qualität der angebotenen Leistungen) geeignet sein, die entsprechenden Ziele zu erreichen. Und letztendlich müssen die Leistungen den Anforderungen der Wirtschaftlichkeit genügen, das bedeutet, die Betriebe sind zumindest kostendeckend zu führen.

Da personenbezogene Dienstleistungen allermeist durch hochqualifizierte Fachpersonen erbracht werden, ►

ist eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Besonderheiten der Führung von Expertinnen und Experten unabdingbar. Integratives Management geht daher von einem Führungsverständnis aus, bei dem sich die Führungskraft vor allem als Coach und Befähigerin versteht, welche die Mitarbeitenden dabei unterstützt, ihre Potenziale im Hinblick auf die zu erreichenden Ziele freizusetzen. Die Weiterentwicklung der individuellen und kollektiven kommunikativen Kompetenz zeichnet das Management Sozialer Organisationen aus.

In Anlehnung an diese «Verständisfragmente» bietet der Fachbereich Soziale Arbeit der BFH Weiterbildungen an bis hin zum MAS Integratives Management, Beratungs- und Entwicklungsleistungen beispielsweise im Bereich der Organisationsberatung, des Führungscachings sowie in Qualitäts-Projekten. Darüber hinaus werden Forschungsprojekte durchgeführt, die sich mit der skizzierten Thematik befassen.

Das Profil schärfen

Die Bearbeitung von Managementfragen gehört auf den ersten Blick nicht zu den Kernaufgaben der Sozialen Arbeit. Entsprechend besteht immer ein gewisser Legitimationsbedarf, wenn wir an unserem Fachbereich Weiterbildung und Beratung zur Führung von Mitarbeitenden und zur Gestaltung von Organisationen anbieten oder die Managementpraxis im Sozialwesen erforschen.

Wir müssen uns dabei Einwänden von zwei Seiten stellen: Aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht könnte man anmerken, dass man dieses Feld besser den professionellen Betriebswirtinnen und -wirten überlassen sollte. Das Sozialwesen ist eine «Branche», wie bei-

spielsweise Tourismus oder Bankenwesen, es gibt Anbieter und Nachfragerinnen, die über Produkte und Preise miteinander ins Geschäft kommen. Seitens der Sozialen Arbeit steht hingegen oft die Befürchtung im Raum, dass man sich unkritisch der Logik einer Ökonomisierung des Sozialen unterordnet, wenn man Fragen der Betriebsführung oder die Kosten der einzelnen Angebote thematisiert.

Unser Anliegen ist jedoch genau ein gegenteiliges: Eine dem Sozialwesen angemessene Managementpraxis erfordert, dass man sich fundiert mit Fragen von Führung und Organisation auseinandersetzt und zu einem eigenen Verständnis von Wirtschaftlichkeit unter berufsethischer Prämisse findet. Soziale Arbeit heisst ja nicht bloss, die Marginalisierten und ihre Probleme zu verwalten, sondern nachhaltige Veränderungen in Gang zu bringen. Das Ziel sollte sein, mit fachlich begründeten Interventionen, etwa durch persönliche Beratung und Hilfeplanung, die Teilnahme und Teilhabe von Klientinnen und Klienten an der Gesellschaft zu fördern.

Für die Weiterentwicklung von Profession und Disziplin ist es dabei wichtig, einen eigenständigen Beitrag zur Verbesserung der sozialen Sicherheit nachweisen zu können. So wie die Führung von Sozialen Organisationen unter einem ständigen Legitimationsdruck steht, muss also auch die Soziale Arbeit selbst zeigen, dass sie wirkt.

Im Kontext dieser Legitimationsprozesse soll für alle Beteiligten sichtbar werden, welche Aufgaben im Management von Sozialen Organisationen zu bewältigen sind und mit welchem Grundverständnis dies geschieht. So bedeutet Fachlichkeit im Rahmen von Organisationen und unter Berücksichtigung der ökonomischen Bedingungen, dass Wissen und Können der Sozialarbeitenden bestmöglich zum Tragen kommen. Das ist die vorrangige Managementaufgabe. ■

Literatur:

- Bieber, D., & Geiger, M. (2014). *Personenbezogene Dienstleistungen im Kontext komplexer Wertschöpfung. Anwendungsfeld «Seltene Krankheiten»*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gehrlach, C., & Steger, S. (2014). Einbezug von NutzerInnen: Möglichkeiten und Grenzen. *Sozial Aktuell*, 46 (2), 18-21.
- Grillitsch, W., Brandl, P., & Schuller, S. (Hrsg.). (2017). *Gegenwart und Zukunft des Sozialmanagements und der Sozialwirtschaft: Aktuelle Herausforderungen, strategische Ansätze und fachliche Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Herzka, M. (2017, im Druck). *Gute Führung. Ethische Herausforderungen im Nonprofit-Management*. Wiesbaden: Springer VS.
- Herzka, M. (2013). *Führung im Widerspruch: Management in Sozialen Organisationen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Klatetzki, Th. (Hrsg.) (2010). *Soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisationen. Eine soziologische Perspektive*. Wiesbaden: Springer VS.
- Wöhrle, A., Fritze, A., Prinz, T., & Schwarz, G. (Hrsg.) (2017). *Sozialmanagement – Eine Zwischenbilanz*. Wiesbaden: Springer VS.

MAS Integratives Management

Selbst- und Sozialkompetenzen gelten als Erfolgsfaktoren von Führungskräften. Im Gegensatz zum Fachwissen sind sie nicht kognitiv lernbar, sondern müssen unter realistischen Bedingungen geübt werden. Der MAS-Studiengang Integratives Management vermittelt nicht nur das nötige Fachwissen und Werkzeuge für die Entwicklung und Erweiterung von Führungs- und Managementkompetenzen, sondern gewichtet speziell diese Soft Skills. Dazu bietet er das Übungsfeld, um das Erlernte zu trainieren und in die Praxis zu übertragen.

Die Inhalte sind u.a. Selbstmanagement, Führung, Kommunikation, Konfliktbewältigung, Teamentwicklung, Personalmanagement, Projektmanagement sowie die Grundlagen zum Verstehen und Gestalten von Organisationen.

Durchführung: Das Studium richtet sich nach den Durchführungsdaten der einzelnen CAS-Studiengänge. Nächster Start möglich mit dem CAS Change Management im September 2017.

Weitere Informationen und Anmeldung:
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: M-MAN-1

Kommunikationskompetenzen entwickeln mittels Video



Prof. Melanie Germann
Dozentin und Marte Meo Coach
melanie.germann@bfh.ch

Bilder wirken oft direkter als Worte. Auf dieser Erkenntnis baut die Marte-Meo-Methode auf, die Führungskräfte mit Hilfe von Videoanalysen in Kommunikationsbelangen fit macht.



Was funktioniert bereits gut? Die gemeinsame Analyse der Videoausschnitte gibt Sicherheit.

Sei es in der Beratung, als Führungsperson oder in einer Projektleitung: Erfolgreich zu kommunizieren gehört in verschiedensten Kontexten zu den Schlüsselkompetenzen. Wie können diese Kommunikationskompetenzen auch bei erfahrenen Beratungs- und Führungspersonen wirkungsvoll weiterentwickelt werden? Besteht doch die Herausforderung darin, dass Kommunikationskompetenzen nicht alleine durch Wissen über Kommunikation und Interaktion angeeignet werden können.

Marte Meo – eine videounterstütztes Beratungsmodell

Ein relativ neuer Coaching- und Trainingsansatz auf der Basis der sogenannten Marte-Meo-Methode bietet eine Antwort auf diese Frage. Marte Meo leitet sich vom lateinischen Mars oder Martis ab und bedeutet sinngemäss «aus eigener Kraft». Das wesentliche Element der Methode ist denn auch, dass sie konsequent auf dem aufbaut, was eine Person bereits mitbringt.

Die Niederländerin Maria Aarts entwickelte die Methode 1970 zur Unterstützung von Entwicklungs-, Lehr- und Lernprozessen. Ursprünglich entstand sie im sozi-

alpädagogischen Kontext und aus dem Wunsch heraus, Eltern von autistischen Kindern zu befähigen, ihre Kinder in der Entwicklung zu unterstützen und sie nicht, wie damals üblich, ausschliesslich von Fachkräften in Heimen betreuen zu lassen. Aarts hat gut funktionierende Familien beobachtet und sich dabei auf die natürliche Interaktion zwischen Eltern und Kindern konzentriert. Aus diesen Beobachtungen leitete sie die sogenannten unterstützenden Marte-Meo-Kommunikationselemente ab. Maria Aarts analysierte ihre Beobachtungen mit Hilfe von Videoaufnahmen. Mit einem lösungs- und ressourcenorientierten Blick wertete Aarts die aufgezeichneten Gesprächssituationen aus. Den Eltern, die zu ihr in die Beratung kamen, spielte sie ausschliesslich Szenen ab, welche die gelungenen Aspekte der Interaktion mit ihren Kindern veranschaulichten und besprach diese ausführlich mit den Eltern. Ziel des Beratungsgesprächs war es, die individuellen Ressourcen des jeweiligen Elternteils aufzuzeigen. Die Aufnahmen sollten bei den Eltern bewirken, dass sie mit eigenen Augen sahen, was sie gut machen. So erkannten sie ihre eigenen Stärken und fassten Mut und Sicherheit im Umgang mit ihren Kindern. ▶

Weitere Informationen zu Marte Meo

Seit vier Jahren sind die Marte-Meo-Experten Markus Bach und Bernhard Jacob im CAS-Studiengang Führungskompetenzen der BFH engagiert. Sie arbeiten an zwei Tagen intensiv in Kleingruppen mit den Führungspersonen an ihren Kommunikationskompetenzen.

- **Markus Bach** ist Diplompädagoge, Systemischer Supervisor, Systemischer Therapeut, Marte Meo lic. Supervisor; Coach und Trainer in eigener Praxis. Er leitet das Marte Meo Institut Deutschland in Herleshausen.
- **Bernhard Jacob** ist approbierter und zugelassener Psychologischer Psychotherapeut im Psychologischen Zentrum Gelnhausen/D. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Systemische Beratung und Therapie, Supervision, Marte-Meo-Coaching und Konfliktmanagement.

www.martemeocoaching.com

Von der Erziehungsarbeit zum Führungskontext

Heute ist Marte Meo zu einem international anerkannten Programm geworden. Die Methode entwickelt sich ständig weiter und wird mittlerweile in über 40 Ländern in verschiedensten Fachgebieten eingesetzt, so etwa in Kindergärten und Schulen, in der Jugendhilfe, in Einrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigungen, in der Psychiatrie, in Altersheimen oder im Beratungsbereich. Marte Meo ist eine Methode, auf die sowohl in der Therapie wie in der Beratung zurückgegriffen wird.

Die entwicklungsfördernde und ressourcenorientierte Haltung, kombiniert mit einer klaren Vorgehensweise, bei der Videoaufnahmen und sogenannte Reviews die wichtigen Eckpunkte darstellen, sind der gemeinsame Nenner in allen Bereichen: Marte-Meo-Coaches arbeiten also immer mit Videoaufnahmen von Sequenzen, die gelungene Interaktionsmomente aus dem jeweiligen beruflichen oder privaten Kontext festhalten. Sie besprechen diese gezielt ausgewählten Sequenzen mit ihren Klientinnen und Klienten im direkten Kontakt. Dabei arbeiten die Coaches mit Checklisten, die ihnen dazu dienen, die spezifischen entwicklungsfördernden Kommunikationsmomente herauszuarbeiten. Diese Checklisten unterscheiden sich je nach Fachgebiet und Arbeitsbereich. Anhand der Checklisten erarbeiten Marte-Meo-Coaches Entwicklungsdiagnosen, um die bereits vorhandenen Ressourcen und Stärken sowie mögliche Schwerpunkte für die Weiterentwicklung festzuhalten.

Der Diplompädagoge Markus Bach und der Psychotherapeut Bernhard Jacob (siehe Hinweise im Kasten) haben den Marte-Meo-Coaching-Ansatz für den Management- und Führungskontext entwickelt. Dieser Ansatz versteht sich als zielgerichtetes Training kommunikativer Kompetenzen im beruflichen Führungsalltag.

Ausgehend von der jeweiligen Individualität, den vorhandenen Ressourcen sowie der Fragestellung erhalten die Führungspersonen in den Video-Besprechungen konkrete Inputs für die Weiterentwicklung ihrer kom-

munikativen Kompetenzen. Oft geht es darum, dem Coachee beratend zur Seite zu stehen, um ein neues Selbstbild der eigenen Kommunikationskompetenzen zu gewinnen oder die Person zu unterstützen, mehr Sicherheit im Auftreten zu erlangen. Der Coach kann zudem helfen, Situationen bewusst zu unterscheiden, etwa Folge- und Leitungsmomente der Führung. Diese Erkenntnis allein kann eine Hilfe sein, diese Momente aktiver zu gestalten. Ein weiteres Ziel kann es sein, die Führungsperson zu befähigen, Wechselwirkungen in der Interaktion mit Drittpersonen zu erkennen, zu nutzen oder ganz allgemein an der Atmosphäre zu arbeiten.

Aus den Gesprächen heraus definieren Coach und Coachee neue Entwicklungs- und Arbeitsschritte. Deren Umsetzung in der Praxis wird wiederum gefilmt. Die gemeinsamen Analysen der Folgeaufnahmen ermöglichen einen intensiven massgeschneiderten Prozess der Weiterentwicklung.

So lernen Führungskräfte beispielsweise, wie sie in Sitzungen erfolgreich mit allen Beteiligten Kontakt aufnehmen und eine angenehme Gesprächsatmosphäre schaffen oder wie sie die Mimik und Gestik ihrer Mitarbeitenden besser verstehen und sie den Gesprächsverlauf bewusst und kreativ gestalten können. Auch zu Kommunikationsdynamiken innerhalb des Teams können Coach und Führungsperson gemeinsam aufschlussreiche Erkenntnisse gewinnen. Dies kann dazu führen, dass die Führungskraft erkennt, wie sie den Aufmerksamkeitsfokus in Gruppen gezielt beeinflussen kann. Oft ist es hilfreich, wenn sich Führungspersonen ihr meist intuitives Handeln bewusst machen, so können sie ihre Führungsqualitäten gezielt weiterentwickeln (Bach & Jacob, 2011). ■

Literatur:

- Arts, Maria. (2011). *Marte Meo. Ein Handbuch*. (3. Aufl.). Eindhoven: Aarts Productions
- Bach, Markus & Jacob, Bernhard. (2011). Wertschätzende Videos. Neuer Coaching- und Trainingsansatz. *Training aktuell. Zeitschrift für Trainer & Coaches*, 22(9), 18–20.

Weiterbildungen und Angebote zu Marte Meo an der BFH

CAS Führungskompetenzen

Start Januar 2018, Web-Code: C-SOZ-3

Beratung von Lehrpersonen

Kursangebot für die Schulsozialarbeit

Start 24. Oktober 2017, Web-Code: K-SSA-12

Marte Meo in der Team- und Führungsentwicklung

Melden Sie sich für dieses individuell zugeschnittene Dienstleistungsangebot bei Prof. Melanie Germann

Telefon +41 31 848 37 17

melanie.germann@bfh.ch

Aktuelles

Weiterbildung

Schulsozialarbeit und Jugendarbeit

Das Weiterbildungsangebot der BFH zu den Themen Schulsozialarbeit und Jugendarbeit entwickelt sich erfreulich. Es umfasst insgesamt 14 Kurse, darunter fünf neue. Ab der zweiten Jahreshälfte finden Sie Angebote zu folgenden neuen Themen: «Jugendliche nach Verlusterfahrungen beraten und begleiten», «Beratung von Lehrpersonen mit der Methode Marte Meo» und «Führung in der Schulsozialarbeit».

Zwei Kurse konnten bereits erfolgreich als In-House-Angebote durchgeführt werden, so der jeweils rasch ausgebuchte Kurs «Schulsozialarbeit in Kindergarten und

Unterstufe» mit Eva Mosimann und «Prävention von sexuellen Übergriffen» mit Stephan Schüepp. Das Präventionsthema eignet sich speziell für die massgeschneiderte Durchführung in Schulen, sozialen Einrichtungen und in allen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe.

Kontakt: Prof. Daniel Iseli, daniel.iseli@bfh.ch

Dienstleistung

Stiftungsgründung für mehr Qualität in Hausarztpraxen

Die BFH arbeitet seit rund 10 Jahren mit dem Verband Deutschschweizer Ärzte-

gesellschaften (VEDAG) im Projekt «Qualitäts-Basis-Modul» (QBM) zusammen. Unter anderem sind gemeinsam Indikatoren für die Qualitätsentwicklung von Hausarztpraxen erarbeitet worden (vgl. «impuls»-Ausgabe 1/2016). Neben der fachlichen Entwicklung der Instrumente werden das System und die Prozesse auch operativ von Seiten der BFH begleitet.

Um die Zukunft des QBM zu sichern, haben die Projektpartner entschieden, eine Stiftung zu gründen. Die BFH hat im Stiftungsrat Einsitz.

Weitere Informationen zu QBM – Stiftung für Qualitätsentwicklung in der ambulanten Medizin: Dr. Christoph Gehrlach, christoph.gehrlach@bfh.ch

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Schulsozialarbeit		
Methodenbox: Ideen für die Arbeit mit Gruppen und Klassen von 6-16 Jahren [neu]	17./18. Mai 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-13
Krisenintervention mit der Methode des Themenzentrierten Theaters TZT® [neu]	19. Mai und 26. Juni 2017	K-SSA-14
Mut zu Elternarbeit und Elternbildung	2. Juni 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-9
Zu weit weg – zu nah – Prävention von sexuellen Übergriffen	12. Juni 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-8
Mut zur Arbeit mit Gruppen und Klassen	26. Juni 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-10
Schulsozialarbeit: Profil und methodische Vielfalt gewinnen	August bis November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SPE-16
Jugendliche nach Verlusterfahrungen beraten und begleiten [neu]	7. September 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-15
Umgang mit komplexen Konflikten, Ausgrenzung und Gewalt in Schulen	20. September 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-11
Beratung von Lehrpersonen [neu]	24./25. Oktober und 29. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-12
Schulsozialarbeit und Jugendarbeit und Neue Medien	13. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-5
Kindeswohlgefährdung erkennen und angemessen handeln	22./23. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-EKS-9
Schulsozialarbeit in Kindergarten und Unterstufe	27./28. November 2017, 9.00–16.45 Uhr	K-SSA-4
Herausforderung «Führung in der Schulsozialarbeit» [neu]	29. Januar 2018 16.00–18.45 Uhr	K-SSA-16
Kurse zum Thema Qualitätsentwicklung		
Lean Management im Sozial- und Gesundheitswesen. Verstehen, anwenden und Werte schaffen	28. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-QM-29
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Change Management	September 2017 bis Mai 2018	C-SOZ-7
CAS Führungskompetenzen	Start Januar 2018	C-SOZ-3
CAS Konfliktmanagement	Einstieg mit dem Fachkurs Konfliktmanagement	C-SOZ-8
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Integratives Management	Einstieg mit jedem CAS-Studiengang möglich	M-MAN-1
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung MAS Integratives Management, CAS Change Management, CAS Führungskompetenzen	23. Mai 2017, 17.15–18.30 Uhr	IW-MAN-5

Arbeitslos und ausgesteuert – wie geht es weiter?



Prof. Dr. Robert Fluder
Dozent
robert.fluder@bfh.ch



Prof. Renate Salzgeber
Dozentin
renate.salzgeber@bfh.ch

Nach einer längeren Arbeitslosigkeit und einer Aussteuerung haben Menschen häufig Schwierigkeiten, wieder einen geeigneten Job zu finden. Eine neue Studie der BFH zeigt, wie viele Arbeitslose sich wieder nachhaltig im Arbeitsmarkt integrieren und wer ein besonders hohes Risiko für eine prekäre Anstellung oder gar einen Ausschluss vom Arbeitsmarkt hat.

Die Arbeitslosenquote in der Schweiz ist mit 3,3 Prozent im Jahr 2016 im internationalen Vergleich noch immer tief. Relativ hoch ist mit rund 16 Prozent aber der Anteil der Langzeitarbeitslosen (SECO, 2017). Eine Arbeitslosigkeit von mehr als einem Jahr vermindert die Chance für die künftige erfolgreiche Arbeitsmarktintegration und erhöht das Risiko für eine langfristige oder gar permanente Abhängigkeit von Sozialleistungen deutlich.

Im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft SECO hat die BFH die Chancen für eine nachhaltige Erwerbsintegration nach einer Arbeitslosigkeit detailliert untersucht (vgl. Kasten). Es stand die Frage im Zentrum, wie rasch und nachhaltig Personen nach einer Arbeitslosigkeit beruflich wieder integriert sind und wie gross das Risiko ist, nach einer langen Arbeitslosigkeit und einer Aussteuerung von der Arbeitslosenversicherung (ALV) ganz vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen zu bleiben.

Aussteuerung erhöht den Druck

Die Aussteuerung aus der ALV ist ein markantes Ereignis in einer Erwerbsbiographie. Danach ist der persönliche Druck gross, auch einen Job mit prekären Arbeitsbedingungen (befristete Anstellung, tiefer Lohn) oder ausserhalb des vorherigen Berufsfeldes anzunehmen (BFS, 2014). Eine Aussteuerung liegt in der Regel erst nach einer langen Phase der erfolglosen Arbeitssuche vor, was zu Gefühlen von Resignation und Perspektivlosigkeit führen kann.

Mit der langen Abwesenheit vom Arbeitsmarkt sind Qualifikationsverluste und eine gesellschaftliche Stigmatisierung verbunden, was die Arbeitssuche zusätzlich erschwert. Nach einer langen Arbeitslosigkeit und nach einer Aussteuerung nehmen die gesundheitlichen Probleme der betroffenen Menschen zu. Oft sind sie zudem sozial isoliert.

Mit der Studie liegen erstmals gesicherte Informationen zur Arbeitsmarktintegration nach der Arbeitslosigkeit – und insbesondere nach der Aussteuerung – über einen längeren Zeitraum vor.

Arbeitsmarktintegration und Sozialleistungsbezug

Von den neu arbeitslos gewordenen Personen haben Verheiratete und Geschiedene, Personen ab 35 und Personen aus Nicht-EU-Ländern ein erhöhtes Risiko für eine Aussteuerung. Diese Personengruppen sind bei den Ausgesteuerten im Vergleich zu den neuen Arbeitslosen des Jahres 2005 insgesamt deutlich übervertreten. Besonders hoch ist das Risiko einer Aussteuerung bei Personen ohne berufliche Ausbildung.

Wie gross sind die Chancen, dass Personen nach einer Aussteuerung wieder eine dauerhafte, stabile und existenzsichernde Anstellung finden? Um diese Frage zu

Informationen zur Studie

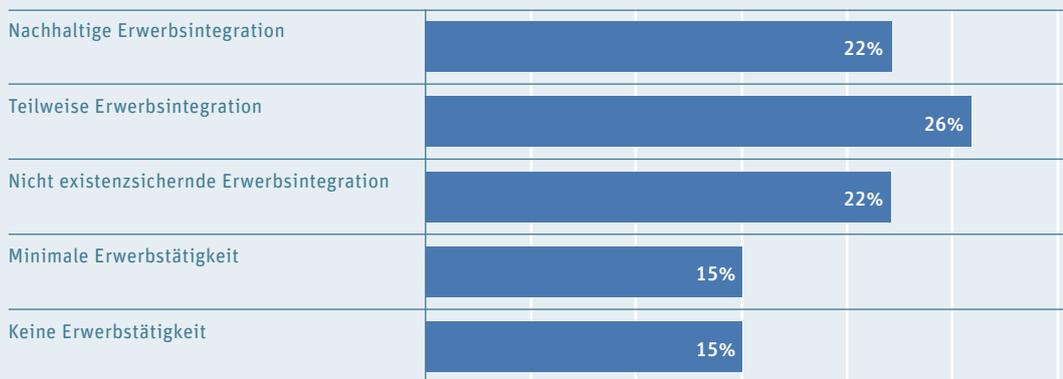
Im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft SECO wurden schweizweit alle Personen untersucht, die 2005 bzw. 2009 a) neu Arbeitslosentaggelder bezogen haben (Beginn einer neuen Rahmenfrist der ALV) oder b) ausgesteuert wurden.

Um die Erwerbsbiographie sowie die Sozialleistungsbezüge dieser Personen von 2005 bzw. 2009 bis 2013 beobachten zu können, wurden die Administrativdaten der Arbeitslosenversicherung (ALV), der Invalidenversicherung (IV) und der individuellen AHV-Konten sowie der Sozialhilfestatistik im Längsschnitt verknüpft. Es wurde für acht bzw. fünf Jahre nach dem Beginn der Arbeitslosigkeit bzw. nach der Aussteuerung monatlich festgestellt, ob eine Person erwerbstätig war und/oder eine Sozialleistung der ALV, IV oder der Sozialhilfe bezogen hat.

In diesem Artikel werden die Erwerbsbiographie sowie die Sozialleistungsbezüge der Ausgesteuerten dargestellt. Die Ergebnisse für die neu arbeitslos gewordenen Personen finden sich in der Studie:

soziale-arbeit.bfh.ch/forschung
> Publikationen Soziale Sicherheit

Grafik 1: Arbeitsmarktintegration nach der Aussteuerung (Ausgesteuerte 2005)



Lesebeispiel: 22% der Ausgesteuerten sind in den acht Jahre nach der Aussteuerung nachhaltig in den Arbeitsmarkt integriert. Sie waren während mehr als 80% der Zeit mit einem existenzsichernden Einkommen erwerbstätig.

Quelle: BSV SHIVALV 2005 bis 2013, AHV-Einkommen der individuellen Konten IK 2005–2013. Eigene Berechnungen.

Anmerkung: Beobachtungsdauer 96 Monate. Grundgesamtheit: Ausgesteuerte 2005, N=31'070, es wurden nur Ausgesteuerte berücksichtigt, die während der gesamten Beobachtungszeit noch nicht im AHV-Alter waren (d.h. Frauen < 56 Jahre, Männer < 57 Jahre).

untersuchen, wurden die Erwerbstätigkeit und die Sozialleistungsbezüge während acht Jahren nach der Aussteuerung beobachtet.

90% der Ausgesteuerten, und damit die überwiegende Mehrheit, war im Laufe der folgenden acht Jahre zumindest zeitweise wieder erwerbstätig. Drei Viertel der ausgesteuerten Personen weisen jedoch Erwerbsphasen mit einem monatlichen Erwerbseinkommen von weniger als CHF 2500 auf. 80% hatten Erwerbsunterbrüche von mehr als drei Monaten.

Als nachhaltig integriert gelten gemäss unserer Erwerbstypologie Personen, die während mehr als 80% der Zeit mit einem Einkommen von über CHF 2500 erwerbstätig waren (vgl. Grafik 1). Nur 22% der Ausgesteuerten gehören diesem Erwerbstyp an. 26% waren teilweise integriert: Das heisst, diese Personen waren in 40% bis 80% der Beobachtungszeit erwerbstätig und zwar mehrheitlich mit einem Einkommen von über CHF 2500.

Nach einer Aussteuerung ist somit rund die Hälfte der ausgesteuerten Personen früher oder später wieder auf dem Arbeitsmarkt integriert, und zwar mit einem existenzsichernden Lohn. Gut ein Fünftel (22%) ist zwar ebenfalls zu einem erheblichen Teil der Zeit erwerbstätig, verfügt jedoch über keinen existenzsichernden Lohn: Diese Personen sind in mehr als 40% der Zeit erwerbstätig, jedoch mehrheitlich mit einem Einkommen von weniger als CHF 2500. Der Grund für den tiefen Lohn kann eine Beschäftigung in einem Niedriglohnbereich oder eine Teilzeitstelle mit einem tiefen Beschäftigungsgrad sein. 30% der Ausgesteuerten waren nur noch minimal oder gar nicht mehr erwerbstätig (Erwerbstätigkeit in weniger als 40% der beobachteten Zeit).

Es zeigt sich somit, dass bei einem grossen Teil der Ausgesteuerten die Erwerbssituation in den folgenden acht Jahren instabil und prekär ist. Dieses Bild bestätigt sich, wenn die Sozialleistungsbezüge nach der Aussteuerung betrachtet werden. Knapp zwei Fünftel (38%) sind nach der Aussteuerung auf Sozialhilfe angewiesen,

meistens während einer längeren Zeit: Die durchschnittliche Bezugsdauer beträgt fast drei Jahre (33,8 Monate, vgl. Tabelle).

Ein Teil der Ausgesteuerten (26%) ist wegen eines ungenügend hohen Erwerbseinkommens zusätzlich auf Sozialhilfe angewiesen (Working Poor). 43% werden nach einer Phase der Erwerbstätigkeit später erneut arbeitslos und beziehen Arbeitslosenentschädigung (ALE). Rund 9% der Personen beziehen nach der Aussteuerung eine IV-Rente.

Somit ist die grosse Mehrheit der Ausgesteuerten in den acht Jahren nach der Aussteuerung auf Sozialleistungen angewiesen. Die meisten Personen (71%) wiesen jedoch nach der Aussteuerung längere Phasen (von mehr als drei Monaten) auf, ohne dass sie eine Sozialleistung bezogen hatten oder über ein Erwerbseinkommen verfügten. Sie lebten in diesen Phasen entweder vom Vermögen oder vom Einkommen eines Partners oder einer Partnerin. ▶

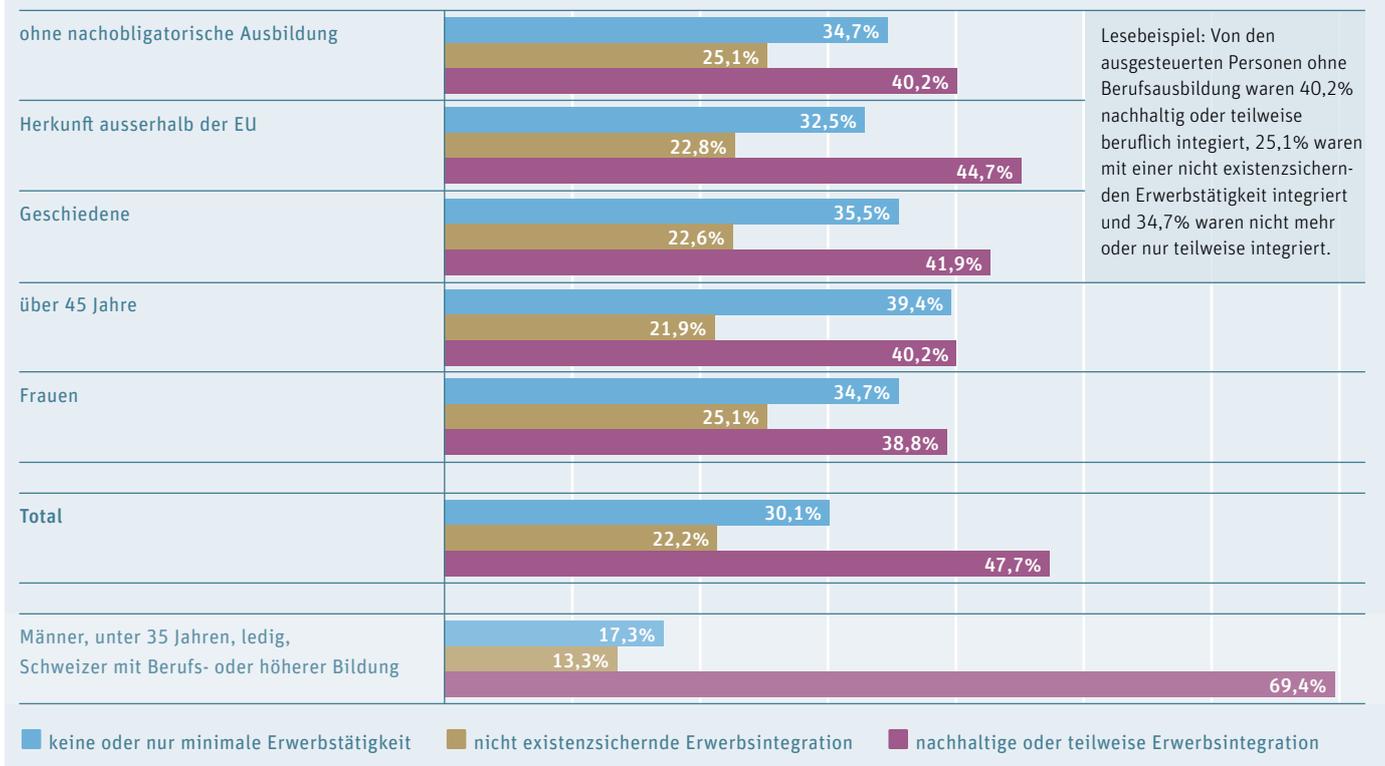
Tabelle: Sozialleistungsbezüge nach der Aussteuerung (Beobachtungszeit: 8 Jahre)

Leistungsarten	Anteil Beziehende	Anzahl Monate Mittelwert	N
Arbeitslosentaggelder (ALE)	43,1%	17,8	13'397
Sozialhilfe	37,7%	33,8	11'714
Working Poor (Anzahl Monate mit Erwerbstätigkeit und gleichzeitigem Sozialhilfe-Bezug)	25,9%	16,0	8'049
IV-Rente	8,7%	56,5	2'710
Phasen ohne Sozialleistungsbezug und ohne Erwerbstätigkeit	70,8 %	31,1	21'989

Quelle: BSV SHIVALV 2005 bis 2013, AHV-Einkommen der individuellen Konten IK 2005–2013. Eigene Berechnungen.

Anmerkung: Beobachtungsdauer 96 Monate. Grundgesamtheit: Ausgesteuerte 2005, N= 31'070 (Frauen < 56 Jahre, Männer < 57 Jahre).

Grafik 2: Erwerbstyp nach der Aussteuerung ausgewählter soziodemographischer Gruppen



Quelle: BSV SHIVALV 2005 bis 2013, AHV-Einkommen der individuellen Konten IK 2005 bis 2013; N= 31'061 (Frauen < 56 Jahre, Männer < 57 Jahre). Eigene Berechnungen.
Anmerkung: Beobachtungsdauer 96 Monate. Grundgesamtheit: Ausgesteuerte 2005

Risiko eines Ausschlusses vom Arbeitsmarkt

Einige Bevölkerungsgruppen haben bessere Chancen, nach einer Aussteuerung wieder nachhaltig auf dem Arbeitsmarkt Fuss zu fassen als andere. Ledige Schweizer Männer unter 35 Jahren mit mindestens einer Berufsausbildung haben auch nach einer Aussteuerung vergleichsweise gute Chancen für eine stabile Erwerbstätigkeit (vgl. untersten Balken in der Grafik 2). 70% von ihnen sind zumindest wieder teilweise beruflich integriert mit einem existenzsichernden Lohn.

Umgekehrt haben Personen ohne Berufsbildung, Frauen und Personen älter als 45 ein erhöhtes Risiko für einen Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt nach der Aussteuerung. Bei diesen sind nur noch etwa 40% nachhaltig oder teilweise erwerbsintegriert. Über ein Drittel der Personen über 45 oder ohne Ausbildung sind nur noch minimal oder überhaupt nicht mehr erwerbstätig. Auch Geschiedene und Personen aus Nicht-EU-Ländern sind überdurchschnittlich oft nicht mehr erwerbstätig, bzw. der Anteil mit einer nachhaltigen oder teilweisen Arbeitsmarktintegration ist relativ gering.

Aussteuerung mit allen Mitteln vermeiden

Die Ergebnisse zeigen, dass es wichtig ist, arbeitslos gewordene Personen mit einem hohen Risiko für eine Langzeitarbeitslosigkeit frühzeitig intensiv zu begleiten und mit geeigneten Massnahmen zu unterstützen, um eine Aussteuerung zu vermeiden. Denn nach einer langen Arbeitslosigkeit oder gar Aussteuerung vermindern sich ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt stark.

Für die Gruppen mit einem hohen Risiko (u.a. Personen ohne Ausbildung, ältere Menschen über 50 Jahre) braucht es gezielte Massnahmen wie Schulungen und Qualifizierungen im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms. Für gewisse Gruppen wie ältere, gesundheitlich angeschlagene Personen über 50 und ohne Ausbildung oder in durch den wirtschaftlichen Strukturwandel entwerteten Berufen, ist zudem die Sozialhilfe als Langzeitunterstützung eine wichtige Überbrückung bis zur Alterssicherung. ■

Literatur:

- Fluder, Robert, Salzgeber, Renate, Fritschi, Tobias, von Gunten, Luzius & Luchsinger, Larissa. (2017). *Berufliche Integration von arbeitslosen Personen*. Bern: Berner Fachhochschule BFH.
- SECO. (2017). *Die Lage auf dem Arbeitsmarkt*, Januar 2017. Bern: SECO.
- BFS. (2014). Situation der Ausgesteuerten Personen. *BFS Aktuell*. Neuchâtel.

Das Projekt Berufliche Integration von arbeitslosen Personen wurde im Rahmen des BFH-Zentrums Soziale Sicherheit durchgeführt.
bfh.ch/socialsecurity

Auf dem Wissenschaftsblog «knoten & maschen» des BFH-Zentrums Soziale Sicherheit finden Sie einen weiteren Beitrag zur Studie mit einer interaktiven Datenvisualisierung:
www.knoten-maschen.ch

Kantonale Steuerung und Integrationsprozesse in der Sozialhilfe



Prof. Dr. Michelle Beyeler
Dozentin
michelle.beyeler@bfh.ch



Sonja Imoberdorf
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
sonja.imoberdorf@bfh.ch

Wie zielführend die Zusammenarbeit zwischen Sozialdienst und weiteren Diensten der Grundversorgung ist, hängt auch von den Rahmenbedingungen ab. Dies zeigt ein Vergleich der Kantone Bern und Zürich, die im Bereich der Beschäftigungs- und Integrationsangebote sehr unterschiedliche Steuerungsmodelle aufweisen.

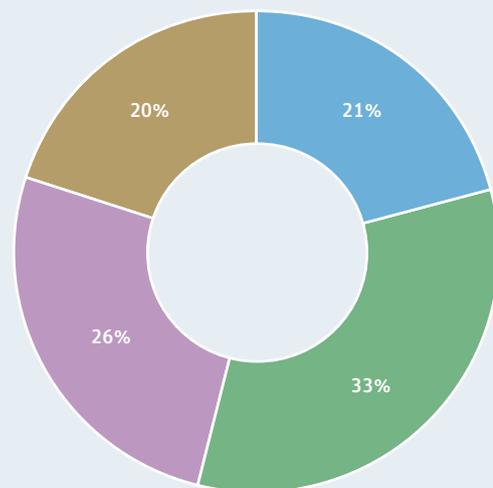
Mit 17 Partnerstellen habe sie im Zusammenhang mit einem ihrer Klienten Kontakt gehabt. Das sagte eine Sozialarbeiterin, die im Rahmen des Forschungsprojekts «Zusammenarbeit in der Sozialhilfe» der BFH und der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) befragt wurde. Dies ist zwar ein Extremfall, doch verdeutlicht er die wichtige Scharnierfunktion der fallführenden Sozialarbeitenden im Sozialdienst: Die Sozialarbeitenden sind bei ihren Beratungen auf die Zusammenarbeit mit verschiedenen Diensten und Organisationen angewiesen, etwa mit Beschäftigungs- und Integrationsangeboten, Sozialversicherungen, Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV), Hausärzten oder der Suchthilfe.

Im Schnitt stehen die befragten Sozialarbeitenden pro Klientin oder Klient mit vier weiteren Stellen in Kontakt. Ungefähr bei der Hälfte der Zusammenarbeitsbeziehungen geht der Kontakt der Sozialarbeitenden über die Vermittlungstätigkeit und den Informationsaustausch hinaus und beinhaltet auch Koordination oder Absprache. In einem Fünftel der Beziehungen wird intensiv zusammengearbeitet (vgl. Grafik 1). Auch wenn es meist weit weniger als 17 Stellen sind, die einbezogen werden müssen, so ist doch die Kooperation der Sozialdienste mit anderen Stellen ein zentraler Teil der sozialdienstlichen Beratung.

Rahmenbedingungen der Zusammenarbeit

Grundauftrag der fallführenden Sozialarbeitenden im Sozialdienst ist es, die Klientel gemeinsam mit anderen Diensten zielführend und effizient im Integrationsprozess zu unterstützen. Die Sozialarbeitenden benötigen hierzu neben den fachlich-methodischen Kompetenzen zur Festlegung der geeigneten Massnahmen auch einen guten Überblick über die Angebote im jeweiligen Kontext. Weiter müssen passende Angebote überhaupt zugänglich sein. Sowohl das vorhandene Angebot wie auch das Schaffen einer Übersicht und gute Bedingungen für die Zusammenarbeit können durch organisatorische und politische Steuerungsmassnahmen beeinflusst werden.

Grafik 1: Charakteristiken der Zusammenarbeit zwischen Sozialdienst und Partnerstellen in den Kantonen Bern und Zürich (basierend auf 480 Beziehungen)



■ nur Vermittlung/Triage
■ auch Informationsaustausch
■ auch Koordination/Absprache
■ intensive Zusammenarbeit

Welchen Nutzen die Klientinnen und Klienten aus den vermittelnden und koordinierenden Aufgaben der fallführenden Sozialarbeitenden ziehen, und welche Rahmenbedingung eine zielführende Zusammenarbeit zwischen den beteiligten Stellen fördern, dazu gibt es bis anhin kaum Forschung. Neue Grundlagen liefert das Projekt «Zusammenarbeit in der Sozialhilfe» (vgl. Kasten Seite 35). Für dieses Projekt wurden Personen, die über einen längeren Zeitraum Sozialhilfe bezogen haben und die jeweils zuständigen Sozialarbeitenden über die Zusammenarbeit mit anderen Diensten befragt. Einbezogen wurden «Beratungspaare» aus verschiedenen Sozialdiensten in den Kantonen Zürich und Bern. ▶

Unterschiedliche kantonale Steuerungsmodelle

Gerade im Hinblick auf die Vermittlung von Massnahmen zur Arbeitsintegration sind die kantonalen Rahmenbedingungen in Bern und Zürich höchst unterschiedlich. Der Kanton Bern stellt über regionale strategische Partnerschaften mit Beschäftigungs- und Integrationsangeboten (BIAS) sicher, dass in allen Regionen solche Programme angeboten werden. Die strategischen Partner vermitteln Sozialhilfebeziehende in die Programme und bieten meist auch selber solche an. Werden die Angebote der strategischen Partner genutzt, wird die Integrationsmassnahme über den kantonalen Lastenausgleich finanziert und es entstehen für die Gemeinde keine zusätzlichen Kosten. Im Kanton Bern gibt es zwei Varianten von strategischen Partnern: Ein Teil der Sozialdienste arbeitet mit einer eigenen Fachstelle, die anderen Sozialdienste arbeiten mit regionalen BIAS-Partnern zusammen.

Im Kanton Zürich gibt es keine zentrale Steuerung der Angebote. Es ist den Sozialdiensten selber überlassen, passende Programme zu vermitteln und eine Finanzierung durch die Gemeinde zu beantragen. Programmanbieter gibt es verschiedene, wobei die Gemeinden teilweise selber Programme aufbauen, aber oft auch Programmplätze bei privaten Anbietern einkaufen. Die Auswahl des passenden Integrationsprogramms liegt dabei in der Regel in der Verantwortung der fallführenden Fachperson. Diese stellt ein begründetes Gesuch zur Finanzierung des von ihr vorgeschlagenen Angebots und beobachtet nach der Bewilligung auch direkt die Resultate.

Mehr Programmvermittlungen in Zürich

Die unterschiedlichen Modelle haben Vor- und Nachteile, wie die Untersuchungen im Rahmen des Forschungsprojekts zeigen. Interessanterweise und entgegen

gen der ursprünglichen Annahmen des Projektteams haben im Kanton Bern nicht mehr, sondern weniger der befragten Langzeitbeziehenden von Sozialhilfe an Programmen teilgenommen als im Kanton Zürich (vgl. Grafik 2). Die Sicherstellung des Angebots über kantonale strategische Partnerschaften führt demnach nicht unbedingt zu einer breiteren Nutzung.

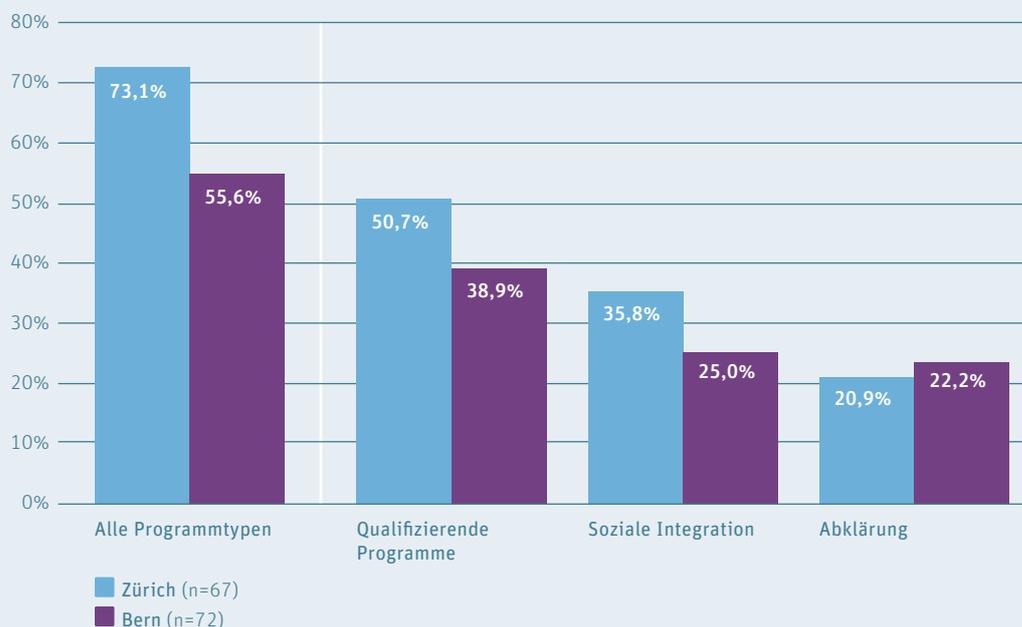
Gerade bei der Vermittlung qualifizierender Programme schwingen die Sozialdienste in Zürich oben aus: Jede zweite befragte Person hat mindestens einmal an einem solchen Programm teilgenommen. Im Kanton Bern werden Programme eher dann vermittelt, wenn die Gemeinde die Arbeitsintegration über eine interne Fachstelle organisiert, als wenn sie sich auf einen regionalen Partner abstützt.

Warum bei den Zürcher Befragten mehr Integrationsprogramme vermittelt worden sind als bei den Bernern, konnte nicht abschliessend geklärt werden. Unterschiedliche Einstellungen auf Ebene der Behörden (Gemeinde, Sozialdienste) bezüglich des Nutzens und der Notwendigkeit solcher Programme sind eine mögliche Erklärung, Unterschiede in den verfügbaren Ressourcen eine andere. Die Befragung der fallführenden Sozialarbeitenden zeigt, dass die Zürcher Sozialarbeitenden viel stärker der Ansicht sind, passende Angebote mit freien Plätzen seien in der Regel vorhanden. Auch sind sie mit dem Handlungs- und Ermessensspielraum bei der Platzierung in Integrationsprogramme zufriedener als die Sozialarbeitenden im Kanton Bern.

Motivation der Klientinnen und Klienten

Wie steht es mit der Passung aus Sicht der Klientinnen und Klienten? Die in der Tabelle Seite 35 dargestellten Auswertungen deuten darauf hin, dass die Sozialhilfebeziehenden in Bern häufiger freiwillig an Programmen teilnehmen als in Zürich, wo fast ein Drittel der Befragten

Grafik 2: Anteil der Sozialhilfebeziehenden, die mindestens an einem Integrationsprogramm teilgenommen haben





In Bern nehmen die Sozialhilfebeziehenden häufiger freiwillig an Programmen zur Arbeitsintegration teil als in Zürich.

Informationen zum Forschungsprojekt

Die Untersuchungen im Rahmen des Forschungsprojekts «Zusammenarbeit in der Sozialhilfe» basieren auf Befragungen von Klientinnen und Klienten (Telefoninterviews) sowie deren Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter (Online-Befragung) in verschiedenen Sozialdiensten der Kantone Bern und Zürich. Insgesamt wurden 280 Interviews durchgeführt, d.h. je Kanton rund 70 Tandems. Fokussiert wurde dabei auf Personen, die mindestens 18 Monate und maximal 36 Monate wirtschaftliche Sozialhilfe bezogen haben.

Erhoben wurden die Kontakte mit Partnerstellen, verschiedene Aspekte der Zusammenarbeit, wie die Häufigkeit der Kontakte oder das gemeinsame Vereinbaren von Zielen, sowie Indikatoren zur Messung der Integrationswirkungen. Weiter wurden vertiefte Interviews mit Leitungspersonen der Sozialdienste sowie Expertenworkshops durchgeführt.

Beim Forschungsprojekt handelt es sich um eine Kooperation zwischen der BFH und der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS). Finanziert wurde es durch das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI) im Rahmen der COST-Aktion «Social Services, Welfare State and Places» (www.cost-is1102-cohesion.unirc.it).

In einem früheren Forschungsprojekt untersuchte die BFH bereits die Strukturen der Zusammenarbeit zwischen Sozialdiensten und anderen Institutionen im deutschsprachigen Teil des Kantons Bern mit netzwerkanalytischen Methoden (vgl. impuls 2/2014)

Tabelle: Beurteilung der Teilnahme an einem Programm zur Arbeitsintegration durch die Klientinnen und Klienten
(Anteil zustimmende Antworten in Prozent)

	Zürich (N=42)	Bern (N=36)
«Ich wollte dort arbeiten (teilnehmen).»	67%	78%
«Mir gefällt es dort zu arbeiten (sein).»	67%	75%
«Ich arbeite dort nur, weil ich sonst weniger Sozialhilfezahlung bekäme.»	26%	17%
«Ich habe das Programm frühzeitig abgebrochen.»	31%	28%

Hinweis: Grundgesamtheit sind alle Programmteilnahmen der befragten Sozialhilfebeziehenden. Der Anteil zustimmender Antworten bezieht sich auf die Antworten «trifft (eher) zu» im Verhältnis zu allen gültigen Antworten.

angibt, nur am Programm teilgenommen zu haben, um eine Kürzung der Sozialhilfeleistungen zu vermeiden. Trotzdem sind die Befragten in beiden Kantonen mit den Programmen insgesamt ähnlich zufrieden. Auch die Abbruchrate ist auf einem vergleichbaren Niveau.

Aufgrund der geringen Fallzahlen sind diese Ergebnisse mit Vorsicht zu interpretieren. Die Studie zeigt aber, dass weder ein System mit zentraler Steuerung der Angebote noch eine spezialisierte Vermittlungsstelle notwendig sind, um eine gute Passung zwischen sozialhilfebeziehenden Personen und den Programmen zur Arbeitsintegration zu erreichen. Die fallführenden Fachpersonen in Zürich scheinen ihren Handlungsspielraum zu nutzen: Sie finden Lösungen, die auch von den Betroffenen geschätzt werden und kosteneffizient genug sind, so dass die Gemeinden diese auch finanzieren. ■

Das Projekt Zusammenarbeit in der Sozialhilfe wurde im Rahmen des BFH-Zentrums Soziale Sicherheit durchgeführt.
bfh.ch/socialsecurity

Integrationsprogramme beeinflussen die Gesundheit

Seit 2014 erforscht die BFH in Zusammenarbeit mit der Beratungsfirma socialdesign die Wirksamkeit von Integrationsprogrammen in der Sozialhilfe. Die neusten Ergebnisse zeigen: Die Integrationsprogramme können die Gesundheit der Teilnehmenden positiv beeinflussen.



Prof. Dr. Peter Neuenschwander
Dozent
peter.neuenschwander@bfh.ch



Thomas Oesch
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
thomas.oesch@bfh.ch



Reto Jörg
Projektleiter
socialdesign ag, Bern
reto.joerg@socialdesign.ch

Wie wirken Integrationsprogramme in der Sozialhilfe? Und welche Faktoren spielen für die Wirkung überhaupt eine Rolle? In einer von der Kommission für Technologie und Innovation (KTI) geförderten Studie wird diesen Fragen seit 2014 intensiv nachgegangen. Das Ziel ist, ein Instrument zu entwickeln, das die individuellen und institutionellen Einflussfaktoren erfasst und zuverlässig misst. Nun liegen neue Zwischenresultate vor. Sie beruhen auf der Online-Befragung von Programmteilnehmenden: 290 wurden in einer ersten Befragungswelle bei Programmeintritt zwischen März bis Ende November 2015 befragt und 137 zum Zeitpunkt des Programmaustritts zwischen Juni 2015 und Ende Mai 2016.

Bei den Auswertungen wurde zwischen zwei Teilnehmergruppen unterschieden. Bei Teilnehmenden mit dem Ziel der sozialen Integration (SI) steht die soziale Stabilisierung im Vordergrund. Die berufliche Integration ist bei ihnen kein explizites Ziel. In Programmen der beruflichen Integration (BIP) hingegen sind Sozialhilfebeziehende tätig, die mittelfristig eine berufliche Integration im ersten Arbeitsmarkt anstreben.

Um die Daten aus der Befragung der Programmteilnehmenden mit Personen zu vergleichen, die das Programm nicht bis zum Schluss absolviert haben, wurde eine Vergleichsgruppe mit 13 Programmabbrecherinnen und -abbrechern gebildet, die telefonisch befragt wurden. Im Folgenden werden einige ausgewählte Ergebnisse vorgestellt, die auf einem Vergleich zwischen der ersten und zweiten Befragung beruhen.



Sozialhilfebeziehende fühlen sich nach der Teilnahme an einem Integrationsprogramm

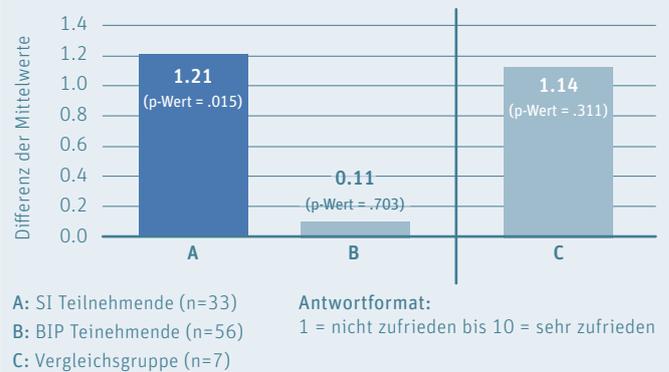
Auffällige Verbesserungen beim Gesundheitszustand

Obschon die Verbesserung des Gesundheitszustandes und -verhaltens kein unmittelbares Ziel von Integrationsprogrammen darstellt, zeigen sich in diesem Bereich die augenfälligsten Veränderungen. So verdeutlicht Grafik 1 etwa, dass die Zufriedenheit mit der Gesundheit bei den Programmteilnehmenden mit dem Ziel der sozialen Integration (SI) markant zugenommen hat. Auf einer Skala von 1 (nicht zufrieden) bis 10 (sehr zufrieden) ist der Mittelwert bei dieser Gruppe statistisch signifikant um 1.21 Punkte gegenüber der ersten Befragung gestiegen. Eine positive Veränderung zeigt sich zwar auch bei den BIP-Teilnehmenden und der Vergleichsgruppe, diese Zunahme ist aber statistisch nicht signifikant.

Die Auswertungen der Frage «Wie sehr sind Sie eingeschränkt durch ein gesundheitliches Problem bei gewöhnlichen Aktivitäten im täglichen Leben?» zeigen folgendes Bild: Wieder sind es die SI-Teilnehmenden, bei denen diesbezüglich die grössten Veränderungen eingetreten sind. Auf einer Skala von 1 (stark eingeschränkt) bis 3 (überhaupt nicht eingeschränkt) hat der Mittelwert bei dieser Gruppe um 0.35 Punkte zugenommen. Die positive Veränderung bei der Vergleichsgruppe ist statistisch nicht signifikant.

Weiter zeigen die Auswertungen, dass sich der selbst eingeschätzte Gesundheitszustand der Personen in der Vergleichsgruppe verschlechtert. Auf einer Skala von

Grafik 1: Wie zufrieden sind Sie mit der eigenen Gesundheit?



Teilnehmende mit dem Ziel der sozialen Integration sind bei Programmaustritt um 1.21 Skaleneinheiten zufriedener mit ihrer Gesundheit als zum Zeitpunkt des Programmeintritts. Bei den BIP-Teilnehmenden (berufliche Integration) und der Vergleichsgruppe ist die positive Veränderung nicht statistisch signifikant.

1 (sehr schlecht) bis 5 (sehr gut) hat der Mittelwert bei jenen, die das Programm abgebrochen haben, um 0.43 Skaleneinheiten abgenommen. Auch sind sie häufiger zu ihrer Hausärztin oder ihrem Hausarzt gegangen als SI- und BIP-Teilnehmende.

Diese Resultate verdeutlichen, dass der Besuch eines Integrationsprogramms positive Wirkungen auf den Gesundheitszustand der Programmteilnehmenden hat. Eine Erkenntnis, die mit der subjektiven Wahrnehmung von Fachpersonen, die in der Arbeitsintegration tätig sind, übereinstimmt: Auch diese berichten von positiven gesundheitlichen Veränderungen bei ihrer Klientel.

Vielfältige Vergleichsmöglichkeiten zwischen den Programmen

Im Rahmen des Projekts wurde ein Instrument zur Messung der Wirksamkeit von Integrationsprogrammen entwickelt, das sich im Praxistest sehr gut bewährt hat. Damit können Anbieter das Profil ihrer Klientinnen und Klienten mit dem Profil anderer Anbieter vergleichen. Vor allem können sie damit die Wirkungen ihrer Programme mit den Wirkungen von anderen Programmen vergleichen.

Die Abbildung Seite 38 verdeutlicht am Beispiel der Wirkungsdimension «Gesundheit» exemplarisch, wie solche Vergleiche auf der Grundlage des eingesetzten Messinstruments aufbereitet werden können. In der Befragung wurden 13 Indikatoren zum Gesundheitszustand, zum Gesundheitsverhalten und zur Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen gemessen. Das Balkendiagramm für den ausgewählten Anbieter zeigt, dass sich die Indikatoren in der Gesundheitsdimension mit Ausnahme der Variablen zur Einschränkung durch gesundheitliche Probleme und zur psychischen Belastung (DET PSY) tendenziell positiv entwickelt haben, wenn auch die Ergebnisse statistisch nicht signifikant sind.

In der Spalte «Benchmark» werden die beim Anbieter gemessenen Veränderungen ins Verhältnis zu den Veränderungen bei den übrigen Anbietern gebracht. ►



weniger gesundheitlich eingeschränkt als vorher.

Abbildung: Entwicklung der Gesundheitsindikatoren für den Anbieter A und die Gruppe der anderen Anbieter im Vergleich

Outcome	Skala	Anbieter A						Vergleichsgruppe				Benchmark (Anbieter A vs. Vergleichsgruppe)				
		N	Erh. 1	Erh. 2	Veränd.	DF	Sig. (DF)	t	N	Erh. 1	Erh. 2	Veränd.	DF	Df/DF	Sig. (Df/DF)	t
Gesundheit																
Gesundheitszustand	1 (sehr schlecht) bis 5 (sehr gut)	11	3.5	3.7	0.3	0.192	1.40	77	3.8	3.9	0.0	0.23	0.399	0.85		
Zufriedenheit mit Gesundheit	1 (nicht zufrieden) bis 10 (sehr zufrieden)	11	6.2	6.6	0.5	0.271	1.17	78	6.8	7.3	0.5	-0.07	0.927	-0.09		
Gesundheitliche Einschränkung																
Gesundheitliche Einschränkung	1 (stark eingeschränkt) bis 3 (überhaupt nicht eingeschränkt)	8	2.4	2.1	-0.3	0.351	-1.00	62	2.4	2.6	0.2	-0.43	0.063	-1.89		
Psychische Belastung (DET PSY)																
Psychische Belastung (DET PSY)	1 (hoch) bis 100 (tief)	5	70.4	68.0	-2.4	0.722	-0.38	32	60.8	60.1	-0.6	-1.78	0.762	-0.31		
Energie und Vitalität (EVJ)																
Energie und Vitalität (EVJ)	1 (tief) bis 100 (hoch)	4	48.8	58.1	9.4	0.527	0.71	38	58.4	58.9	0.5	8.85	0.358	0.93		
Sportfähigkeit																
Sportfähigkeit	1 (nie) bis 4 (3 od. mehr Mal pro Woche)	11	1.5	1.6	0.1	0.588	0.56	78	2.4	2.2	-0.2	0.33	0.248	1.16		
Tabakkonsum (Anzahl Zigaretten pro Tag)																
Tabakkonsum (Anzahl Zigaretten pro Tag)	metrisch (0 bis X)	10	12.5	11.3	1.2	0.174	1.47	76	8.2	7.3	0.9	0.31	0.895	0.13		
Cannabiskonsum (Häufigkeit)																
Cannabiskonsum (Häufigkeit)	1 (3 Mal oder mehr pro Tag) bis 6 (nie)	10	6.0	6.0	0.0	0.000	0.00	78	5.8	5.7	0.0	0.01	0.955	0.06		
Alkoholkonsum (Häufigkeit)																
Alkoholkonsum (Häufigkeit)	1 (3 Mal oder mehr pro Tag) bis 8 (nie)	10	6.8	7.0	0.2	0.591	0.56	78	6.6	6.4	-0.2	0.39	0.402	0.84		
Hausarztbesuche (Anzahl in 6 Monaten)																
Hausarztbesuche (Anzahl in 6 Monaten)	metrisch (0 bis X)	10	3.7	3.7	0.0	1.000	0.00	66	2.4	2.3	0.2	-0.15	0.899	-0.13		
Besuche beim Spezialisten (Anzahl in 6 Monaten)																
Besuche beim Spezialisten (Anzahl in 6 Monaten)	metrisch (0 bis X)	10	2.1	1.6	0.5	0.343	1.00	70	1.9	1.3	0.6	-0.13	0.900	-0.13		
Spätktage (Anzahl in 6 Monaten)																
Spätktage (Anzahl in 6 Monaten)	metrisch (0 bis X)	11	0.7	0.1	0.6	0.411	0.86	70	0.6	1.1	-0.5	1.12	0.345	0.95		
Behandlung wegen einem psychischen Problem																
Behandlung wegen einem psychischen Problem	0 (Ja), 1 (Nein)	11	0.8	0.8	0.0	0.000	0.00	76	0.7	0.7	0.0	0.00	1.000	0.00		

Leleseispiel: Die 11 Teilnehmenden (Spalte N) von Anbieter A schätzen ihren Gesundheitszustand am Ende des Programms (Erh. 2) um 0.3 Skalenpunkte besser ein als zu Beginn (Erh. 1). Bei den Teilnehmenden der Vergleichsgruppe (bestehend aus 4 weiteren Anbietern) ändert sich der selbsteingeschätzte Gesundheitszustand im Durchschnitt nicht. Im Vergleich zur Vergleichsgruppe (Benchmark) bedeutet dies, dass sich der Gesundheitszustand der Teilnehmenden von Anbieter A tendenziell stärker verbessert hat, wenn auch diese Verbesserung statistisch nicht erhärtet werden kann (t-Wert=0.85).

Daraus wird ersichtlich, in Bezug auf welche Indikatoren sich die festgestellten Wirkungen je nach Anbieter unterscheiden. Dieser Benchmark liefert eine wertvolle Grundlage für die Überprüfung und Reflexion der eigenen Angebote und kann somit als Impuls für interne Verbesserungsprozesse dienen. In unserem Beispiel wird ersichtlich, dass sich der ausgewählte Anbieter nur in der Frage zur Einschränkung durch gesundheitliche Probleme signifikant von den anderen Anbietern unterscheidet (vgl. Abbildung, roter Balken). Die tendenziell negative Veränderung beim ausgewählten Anbieter und die positive Entwicklung bei den Teilnehmenden der Anbieter in der Vergleichsgruppe führen im Vergleich zu einem signifikant negativen Ergebnis für Anbieter A.

Wirkungsprofil von Integrationsprogrammen

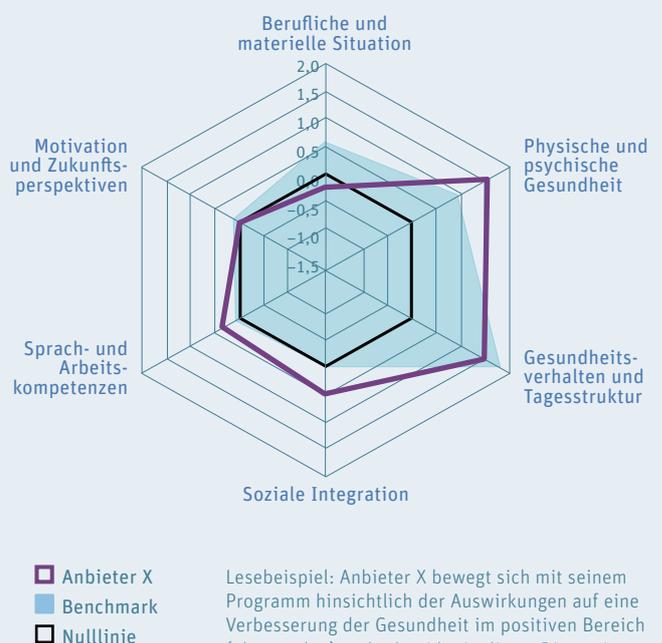
Auf der Grundlage der durchgeführten Befragungen können die verschiedenen Wirkungsdimensionen der Integrationsprogramme zu anschaulichen Netzdiagrammen verdichtet werden (vgl. Grafik 2). Darin wird auf einen Blick ersichtlich, in welchen Wirkungsdimensionen die untersuchten Integrationsprogramme gut und in welchen sie weniger gut abschneiden. Werte über der Nulllinie sind mit positiven Veränderungen gleichzusetzen, Werte darunter deuten auf negative Veränderungen hin.

Gleichzeitig können Wirkungen der eigenen Integrationsprogramme mit denjenigen von anderen Anbietern verglichen werden (Benchmark). Dabei werden nicht nur harte Faktoren wie die berufliche Integration, die Ablösung von der Sozialhilfe oder die Verbesserung der finanziellen Situation berücksichtigt, sondern auch weiche Faktoren wie die soziale Integration, die Verbesserung beruflicher Kompetenzen, die Stabilisierung der Lebenssituation sowie die Verbesserung des Gesundheitszustandes und -verhaltens.

Ausblick: Wie nachhaltig wirken die Programme?

Um Aussagen über die Nachhaltigkeit der aufgezeigten Wirkungen machen zu können, wurden die Programmteilnehmenden 15 Monate nach der ersten Befra-

Grafik 2: Beispiel eines Wirkungsprofils auf Ebene der Dimensionen



gung ein drittes Mal telefonisch befragt. Diese dritte Befragungswelle dauerte vom 1. Juli 2016 bis zum 28. Februar 2017. Bis zum Redaktionsschluss dieser «impuls»-Ausgabe konnten bereits über 60 Befragungen durchgeführt werden.

Im Anschluss an die dritte Befragungswelle sind zudem Gruppendiskussionen mit Programmteilnehmenden geplant. Die Resultate aus diesen weiteren Untersuchungsschritten werden dazu genutzt, um das Messinstrument weiter zu optimieren und in eine definitive Form zu bringen. ■

Sind Sie interessiert am Instrument zur Messung der Wirksamkeit von Integrationsprogrammen?

Ihr Kontakt:
Reto Jörg, socialdesign ag, Bern
reto.joerg@socialdesign.ch

Das Projekt Wirksamkeit von Integrationsprogrammen in der Sozialhilfe wurde im Rahmen des BFH-Zentrums Soziale Sicherheit durchgeführt.
bfh.ch/socialsecurity

Anwendung des Befähigungsansatzes zur Fallanalyse



Prof. Tobias Fritschi
Dozent
tobias.fritschi@bfh.ch

Armut wird häufig allein über das verfügbare Einkommen definiert. Amartya Sen und Martha Nussbaum haben jedoch ein Modell vorgelegt, das Armut als Mangel an Verwirklichungschancen begreift. Ein bemerkenswerter Ansatz mit Potenzial für die Soziale Arbeit.

Armut zu definieren ist nicht einfach. Häufig wird sie rein materiell verstanden: Arm ist, wem nur eingeschränkt materielle Ressourcen zur Verfügung stehen. Der Ökonom und Nobelpreisträger Amartya Sen legte mit zahlreichen Veröffentlichungen die Basis für ein erweitertes Armutsverständnis. Zusammen mit Martha Nussbaum entwickelte Sen den sogenannten Befähigungsansatz: Das theoretisch-philosophische Modell beschreibt und begreift menschliche Entwicklungsmöglichkeiten als abhängig von gesellschaftlichen Handlungsspielräumen. Armut ist folglich als Mangel an Verwirklichungschancen aufzufassen.

Das Gleichnis der drei Gärtner

In seinem Werk «Ökonomie für den Menschen» (1999) legt Sen dem Befähigungsansatz ein Gleichnis zugrunde, das die unterschiedliche Ressourcenausstattung von Menschen thematisiert, die von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Das Gleichnis stellt die Lesenden vor die Frage, welchen Gärtner bzw. welche Gärtnerin Annapurna, Besitzerin eines vernachlässigten und verwilderten Gartens, aufgrund reiner Gerechtigkeitsüberlegungen auf ihrem Anwesen beschäftigen soll. Drei Gärtner stellen sich bei ihr vor. Sie sind allesamt arm. Aufgrund ihrer Kenntnisse und Erfahrungen darf Annapurna von allen dreien in etwa die gleiche Arbeitsleistung erwarten. Der erste Gärtner Dinu ist materiell gesehen der ärmste. Der zweite Gärtner Bishanno ist erst kürzlich arm geworden und daher der unglücklichste von allen dreien. Die dritte Gärtnerin Rogini leidet unter einer chronischen Krankheit und benötigt Arbeit, um Medikamente zu kaufen, die sie von der Krankheit heilen würden.

Sen erläutert die verschiedenen Gerechtigkeitskonzepte, die zur Wahl der einen oder des anderen Gärtners führen. Für den ärmsten Gärtner Dinu spricht die Gerechtigkeitstheorie von Rawls, wonach sich die Wohlfahrt einer Gesellschaft am Wohl der Ärmsten zu messen habe. Für den unglücklichsten Gärtner Bishanno spricht die utilitaristische Theorie, da bei ihm die grösste Steigerung des Nutzens und damit auch der gesamtgesellschaftlichen Wohlfahrt (als Summe des Glücks der Einzelnen) erreicht werden kann.

Hingegen könnte es den grössten Unterschied an Lebensqualität ausmachen, Rogini die Arbeit zu geben, da sie von allen drei am kränksten ist. Sen entwickelt ein weiteres Argument, das für die Wahl von Rogini spricht. Dabei geht es um die Frage nach der Befähigung zur Verwirklichung ihrer Ziele. Die Befähigung zur Arbeit ist erst durch die Anwendung der Medikamente gegeben, die sich Rogini aufgrund des Lohns leisten könnte. In diesem Sinn ist Rogini am grundlegendsten in ihren Verwirklichungschancen eingeschränkt und soll daher den von Annapurna angebotenen Job erhalten.

Ressourcenförderung in der Arbeitsintegration

Im Arbeitsfeld Arbeitsintegration in der Sozialen Arbeit stellen sich dieselben Fragen wie bei Annapurnas Garten; nämlich hinsichtlich der Zuteilung von verschiedenen Massnahmen zur beruflichen und sozialen Integration und deren Ausgestaltung. Ich möchte das Gleichnis daher für diese Zusammenhänge etwas umformulieren bzw. konkretisieren.

Der unglücklichste Gärtner Bishanno hat in jüngster Vergangenheit einen grossen materiellen Verlust erlitten. Er war als selbstständiger Gärtner tätig. Dann brannte seine Gärtnerei ab. Der ärmste Gärtner Duna ist bereits am längsten arbeitslos. Obwohl er eine gute Ausbildung als Gärtner besitzt, konnte er bereits seit langer Zeit seine Fähigkeiten nicht mehr unter Beweis stellen. Zusammen mit Rogini, die an einer chronischen Krankheit leidet, aber bei Einnahme von Medikamenten genau gleich arbeitsfähig wäre wie die beiden anderen, ergibt sich aus diesen drei Personen ein Spektrum, das die unterschiedlichen Lebenslagen von Klientinnen und Klienten in der Arbeitsintegration abbildet. Was in der Ressourcenausstattung der Einzelnen noch fehlt, ist die Betrachtung der familiären Umstände bzw. des sozialen Netzwerks.

Die zwei Gärtner und die Gärtnerin sehen sich in dieser Konkretisierung des Gleichnisses einer unterschiedlichen Einschränkung von persönlichen Ressourcen gegenüber. Während Rogini gesundheitlich eingeschränkt ist, bezieht sich die Einschränkung bei Duna auf seine Arbeitserfahrung, bei Bishanno ist die Einschränkung materieller Art. Daraus lässt sich eine Hierarchie der ▶

verschiedenen Ressourcenbereiche ableiten. Wer über genügend Bildungs- und Erfahrungsressourcen verfügt, kann diese dazu einsetzen, materielle Ressourcen zu erwirtschaften. Voraussetzung für die Erreichung der Bildungs- und Erfahrungsressourcen ist aber eine gute gesundheitliche Verfassung.

Was beeinflusst die Möglichkeiten der Verwirklichung von Chancen?

Eine weitere wichtige Ressource, die Sen unter der gesellschaftlichen Bedingtheit von Chancen aufführt, ist die soziale Integration. Erst in sozialen Netzwerken können die individuellen Ressourcen einer Person nutzbar gemacht werden; erst durch die Anwendung im sozialen Umfeld werden sie zu Befähigungen. Das familiäre Umfeld kann auch zu einer zusätzlichen Beanspruchung der Ressourcen führen. Über soziale Kontakte können weitere individuelle Ressourcen erschlossen werden, sei dies ein Job oder eine Verbesserung des Gesundheitsverhaltens.

Noch weiter gefasst bestimmen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen die Möglichkeiten der Verwirklichung von Chancen. Hierbei sind einerseits die staatlichen Strukturen und Institutionen zu nennen, wie das Bildungssystem, das System der Sozialen Sicherheit

und der Rechtsstaat. Andererseits sind die wirtschaftlichen Strukturen und Produktionsverhältnisse massgebend für die Möglichkeiten zur Erarbeitung von individuellem Wohlstand.

Schliesslich sind auch kulturelle Werte und Normen von Bedeutung, wenn es um den Zugang zu gesellschaftlichen Positionen geht. Gewisse unveränderliche Merkmale einer Person spielen eine grosse Rolle dabei, wie sie von der Gesellschaft wahrgenommen wird und welche Eigenschaften ihr dadurch zugeschrieben werden. Dies sind beispielsweise Jahrgang, Herkunft und Geschlecht.

Schema zur Fallanalyse

Auf Basis dieser theoretischen Überlegungen und meiner Erfahrungen mit dem Befähigungsansatz im Unterricht sowie in einigen Forschungsprojekten habe ich das in der Grafik Seite 41 dargestellte Schema zur Fallanalyse in der Sozialen Arbeit entwickelt. Als ich es zum ersten Mal in einer Weiterbildungsveranstaltung zum Thema Arbeitsintegration eingesetzt habe, kam sofort die Rückmeldung von Personen aus der Praxis, es fehle ein wichtiges Element, das die Möglichkeiten zur beruflichen und sozialen Integration mitbestimme: die Motivation.



Dem Befähigungsansatz liegt das Gleichnis der drei Gärtner zugrunde.



Im Befähigungsansatz ist diese implizit enthalten, indem die Frage nach der Realisierung von Verwirklichungschancen auch mit der Setzung von persönlichen Zielen zusammenhängt. Sen kritisiert das Bild des Homo oeconomicus, indem er die Nutzenmaximierung erweitert und die auf die eigene Person bezogenen Ziele um Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen für andere Per-

sonen erweitert (Neuhäuser, 2014). Motivationen können daher innerhalb oder ausserhalb der eigenen Person liegen.

Der positiven Rückmeldung von Weiterbildungsteilnehmenden nach zu urteilen, stellt das Fallanalyseschema nach dem Befähigungsansatz ein anwendbares Instrument dar, um die Ressourcen und Rahmenbedingungen eines konkreten Falls systematisch zu erfassen. Vom so erstellten Klientenprofil ausgehend können beispielsweise Integrationsmassnahmen geplant werden.

Die Auswahl der Massnahmen kann auf Basis der festgestellten Potenziale und Defizite erfolgen, stets unter Berücksichtigung des privaten Umfelds und des wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Kontextes (vgl. Jörg et al., 2016). Innerhalb des gesellschaftlichen Kontextes ist es wichtig, die dem konkreten Fall vorausgehenden Berührungspunkte mit dem System der Sozialen Sicherheit festzuhalten, beispielsweise Perioden des Bezugs von Arbeitslosentaggeld, Spitalaufenthalte oder Kinderschutzmassnahmen.

Das um das Element Motivation ergänzte Schema zur Fallanalyse stellt nicht eine reine Anwendung des Befähigungsansatzes dar, sondern ist ein Kondensat verschiedener ökonomischer und soziologischer Theorien – mit dem Schwerpunkt Befähigungsansatz. Eine zusätzliche Erweiterung ist der explizite Einbezug kritischer Lebensereignisse, die in aktuellen soziologischen Theorien gegenüber klassischen Klassen- und Schichttheorien im Rahmen der Individualisierungsthese an Bedeutung gewinnen. Die Lebensereignisse können den einzelnen Ressourcenbereichen zugeordnet werden, wie beispielsweise Ausbildungsabschluss zu Bildung, Scheidung zu sozialer Integration, Unfall zu Gesundheit.

Das Instrument stellt auch ein Analyseschema zur Evaluation der Wirkungen von Massnahmen dar. Im Artikel von Neuenschwander, Oesch und Jörg in der vorliegenden «impuls»-Ausgabe wird beispielsweise auf die Wirkung von Massnahmen zur Arbeitsintegration im Bereich der Gesundheit eingegangen (vgl. Seite 36). Die weiteren geplanten Analysen befassen sich auch mit den anderen Ressourcenbereichen und berücksichtigen die in der Grafik aufgeführten individuellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (vgl. Neuenschwander & Fritschi, 2015). ■

Literatur:

- Jörg, Reto, Fritschi, Tobias, Frischknecht, Sanna, Megert, Martina, Zimmermann, Barbara, Widmer, Priska, Lesaj, Marija. (2016). *Potenzialabklärung bei Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen*. i.A. SEM. Bern: BFH und socialdesign.
- Neuenschwander, Peter, Fritschi, Tobias & Jörg, Reto. (2015). *Wirken Integrationsprogramme – und wenn ja, wie?* *SozialAktuell*. Nr. 3/15: 32–33.
- Neuhäuser, Christian. (2014). Amartya Sens Beitrag zu einer praktischen Wirtschaftsethik. In *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik*. Bd. 15/2: 198–214
- Sen, Amartya. (1999). *Development as Freedom*. New York: Alfred A. Knopf

Aktuelles

Forschung

Vererbung von Armut

Verschiedene bisherige Erkenntnisse deuten darauf hin, dass auch in der Schweiz Armut sozial vererbt wird. Im Rahmen eines Projekts untersucht die BFH das Ausmass und die Risikofaktoren der Vererbung von Armut genauer. Um die Studie vorzubereiten läuft derzeit ein Vorprojekt, in welchem das aktuelle und künftige Potenzial vorhandener Administrativ- und Umfragedaten für die Untersuchung von Armutsvererbung ergründet wird. Ziel des Vorprojektes ist es, ein geeignetes Forschungsdesign zu entwickeln. Auswertungen anhand der Sozialhilfestatistik sollen zudem erstmals aufzeigen, ob junge Erwachsene in der Sozialhilfe bereits als Jugendliche unter Bedingungen einer Sozialhilfeabhängigkeit aufgewachsen sind. Das Forscherteam bringt dabei die Dossiers der heutigen jungen Erwachsenen mit einem allfälligen früheren Dossier ihres Elternhaushalts in Verbindung.

Tagung



Call for papers – 3. Nationale Tagung Gesundheit & Armut 2018

Gesundheit ist in unserer Gesellschaft ungleich verteilt. Sozial benachteiligte Menschen haben geringere Chancen, ein gesundes Leben zu führen – auch in der Schweiz. Auf der Suche nach Ursachen und Lösungsansätzen werden an der 3. Tagung Gesundheit & Armut vom Freitag, 22. Juni 2018 Themen rund um die Förderung der gesundheitlichen Chancengleichheit diskutiert. Für die Tagung werden Forschungs- oder Praxisprojekte gesucht, die sich mit Fragen zur Gesundheit von armutsbetroffenen Personen und zur gesundheitlichen Ungleichheit auseinandersetzen.

Mehr Informationen sowie den Call for papers finden Sie unter soziale-arbeit.bfh.ch/gesundheit.
Eingabefrist ist der 10. Dezember 2017.

Weiterbildung



Sozialarbeit im ländlichen Raum

In Bauernfamilien ist Selbsthilfe meist besonders ausgeprägt: Bei Schwierigkeiten wird professionelle Hilfe oft gar nicht oder erst sehr spät in Anspruch genommen. Die Problemkonstellationen sind häufig schon hochkomplex, wenn Sozialarbeitende in den Hilfeprozess einsteigen. Weil Fachpersonen der Sozialen Arbeit in der Regel landwirtschaftsspezifisches Wissen fehlt, hat die BFH ein neues Weiterbildungsangebot entwickelt. Sozialarbeitende, die im ländlichen Raum tätig sind (in Sozialdiensten, Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden oder bei öffentlichen Beratungsstellen) erhalten in einem 3-tägigen Kurs einen umfassenden Einblick in die bäuerliche Lebenswelt und in das landwirtschaftliche Beratungssystem. Teil des Kurses ist der Besuch eines landwirtschaftlichen Betriebs, um betriebliche und familiäre Zusammenhänge vor Ort zu erleben – mit viel Raum für Fragen und Austausch.

Weitere Informationen und Anmeldung:
soziale-arbeit.bfh.ch
Web-Code: K-SOZ-35

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zum Thema Sozialhilfe, Sozialversicherungen und Arbeitsintegration		
Fachkurs Sozialhilfe	12. und 29. Mai, 8. und 23. Juni 2017	K-SOZ-22
Sozialversicherungsrecht	31. Mai/1. Juni und 21./22. Juni 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-REC-1
Fachkurs Sozialversicherungsrecht	Mai bis Juni 2017	K-SVE-2
Beratung von jungen Erwachsenen	17./18. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SPE-2
Fachkurs Methodisches Handeln mit Risikogruppen	August bis November 2017	K-SOZ-26
Sozialarbeit im ländlichen Raum [neu]	13./14./15. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-35
Beratung von Menschen mit psychischen Problemen	21./22. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-27
Beratung von Menschen mit Migrationshintergrund	18./19. Oktober 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-29
Arbeit mit Kindern und Familien	22./23. November 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-30
Fachkurs Arbeitsintegration	nächste Durchführung 2018 (Daten folgen)	K-SOZ-28
Ansprüche gegenüber der Invalidenversicherung	nächste Durchführung 2018 (Daten folgen)	K-SOZ-32
Kurse zum Thema Opferhilfe		
Basiswissen Trauma – Umgang und Gesprächsführung mit traumatisierten Menschen	13./14. September 2017, 8.45–17.15 Uhr	K-SPE-33
Bedrohungsmanagement [neu]	22. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-OH-5
Fachkurs Opferhilfe	Januar bis Oktober 2018	K-SPE-1
Kurse zum Thema Sozialpolitik		
Einführungskurs für Mitglieder von Sozialbehörden im Kanton Bern / Region Thun und Berner Oberland	25. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-SOZ-10
Vertiefungskurs 2: Kosteneffizienz und Kostenrechnung in der Sozialhilfe	8. Juni 2017, 16.30–19.45 Uhr	K-SOZ-15
Vertiefungskurs 3: Strategische Sozialplanung in der Gemeinde durch die Sozialbehörde	14. September 2017, 16.30–19.45 Uhr	K-SOZ-16
Vertiefungskurs 4: Interne und externe Kommunikation der Sozialbehörde	16. November 2017, 16.30–19.45 Uhr	K-SOZ-17
Kurs für Sachbearbeitende		
Sozialversicherungskennntnisse für Sachbearbeitende	30./31. August und 6. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-ADM-2
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Opferhilfe	Beginn mit jedem Fachkurs Opferhilfe	C-SPE-1
CAS Soziale Sicherheit	nächste Durchführung 2018 (Daten folgen)	C-REC-2
CAS Soziale Arbeit im sozialen Sicherungssystem	Start jederzeit möglich	C-SOZ-9

soziale-arbeit.bfh.ch

Sicher Auto fahren im Alter: Die Männer können von den Frauen lernen



Bernhard Müller
Dozent
bernhard.mueller@bfh.ch

Kampagnen für sicheres Autofahren im Alter können bei den Einstellungen oder beim Verhalten der Autofahrerinnen und Autofahrer ansetzen. Eine Studie zeigt: Frauen und Männer müssen dabei unterschiedlich angesprochen werden, denn ihre Altersbilder unterscheiden sich deutlich.

Unter dem Titel «Routinier – Fahren mit Weitblick» lancierte der Automobilclub der Schweiz (ACS) im Jahr 2013 eine Informations- und Sensibilisierungskampagne. Ziel war die Förderung der Verkehrssicherheit von fahrzeuglenkenden Personen über 55 Jahren im Hinblick auf sicheres Fahren im Alter.

Eine Studie des Instituts Alter zeigte damals, dass ein Drittel der Befragten bis ins Alter von 75 Jahren selber Auto fahren möchte, die Hälfte der Befragten bis 85 und 16 Prozent bis 95. Der Wunsch nach Mobilität und Autonomie bis ins hohe Alter stand dabei im Vordergrund.

Im Jahr 2016 führte das Institut Alter im Auftrag des Fonds für Verkehrssicherheit erneut eine Studie zur ACS-Kampagne durch. Anhand von geschlechtergetrennten Fokusgruppen sollten vertiefende Erkenntnisse über Einstellungs- und Verhaltensfaktoren von fahrzeuglenkenden Personen über 55 Jahre gewonnen werden. Dies um die verschiedenen Zielgruppen noch besser charakterisieren und präzisere Möglichkeiten für erfolversprechende Interventionen ausloten zu können.

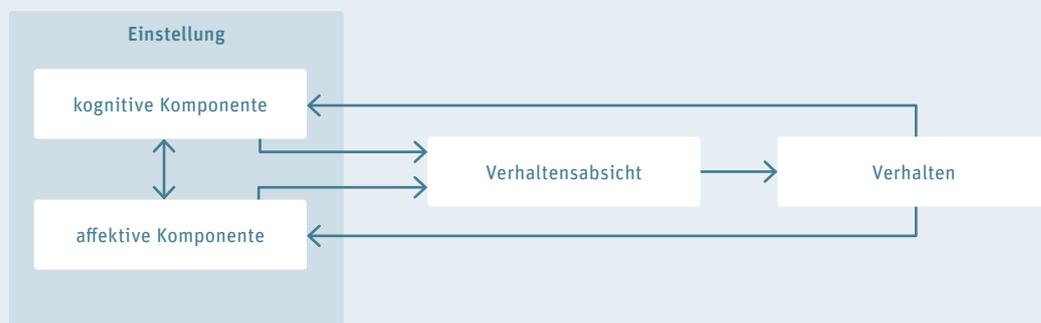
Die Fokusgruppen bestanden aus Fahrzeuglenkerinnen und Fahrzeuglenkern im Alter von 58 bis 75 Jahren. Alle hatten in Hör- und Sehtests sowie im Fahrsimulator sehr gute Resultate erzielt.

Die Einstellungen beeinflussen...

Die Studie stützt sich auf das Einstellungssystem von Trommsdorff (1998; vgl. Abbildung 1). Entscheidend für ein gewünschtes Verhalten, in diesem Fall sicheres Fahren im Alter, ist eine verbindliche Verhaltensabsicht. Diese kann nicht direkt beeinflusst werden, sondern nur indirekt über die Ausbildung von stark verankerten, sich wechselseitig beeinflussenden kognitiven (wissensbasierten) und affektiven (gefühlbezogenen) Komponenten der Einstellung einer Person zum Autofahren im Alter. Das Verhalten seinerseits wirkt direkt auf die Einstellung und indirekt auf die Verhaltensabsicht.

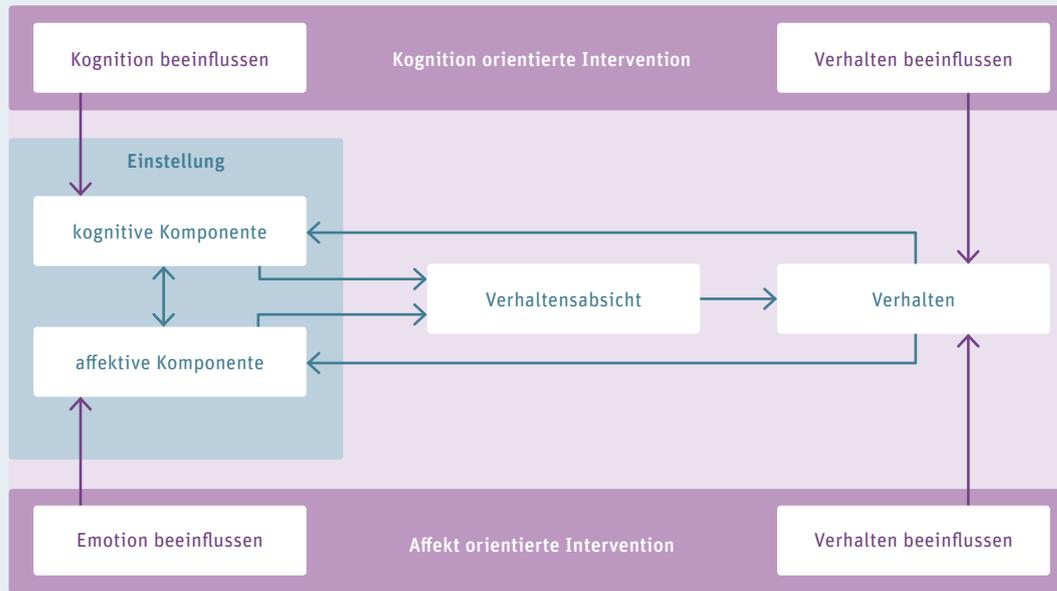
Eine auf sicheres Fahren im Alter ausgerichtete Sensibilisierungskampagne kann damit direkt an den zwei Ebenen der Einstellung ansetzen (vgl. Abbildung 2).

Abbildung 1: Einstellungssystem nach Trommsdorff (1998)



Die Verhaltensabsicht wirkt direkt auf das Verhalten, kann aber nur indirekt über die Einstellung beeinflusst werden. Das Verhalten wiederum wirkt direkt auf die Einstellung und indirekt auf die Verhaltensabsicht.

Abbildung 2: Einflussmöglichkeiten durch Sensibilisierungskampagnen (Eigene Darstellung)



Sensibilisierungskampagnen können versuchen, die Einstellungen oder das Verhalten von Personen zu beeinflussen, jeweils kognitiv- oder affektiv-orientiert, also das Wissen oder die Emotionen betreffend.

Kognitionsbeeinflussende Interventionen zielen auf den Aufbau von Wissen, das Verstehen von Zusammenhängen (z.B. Fahrtheorie, neue Strassenverkehrsregelungen, Statistiken) und somit auf die Ausbildung von starken Überzeugungen. Informationsträger können zum Beispiel Broschüren, Schulungen, Verhaltensanleitungen oder auch Identifikationsfiguren der Zielgruppe sein.

Affektbeeinflussende Interventionen bedienen sich positiver oder negativer Emotionen, die bei der Zielperson unmittelbare Betroffenheit auslösen (z.B. Werbefilme, welche die Folgen von riskantem Fahren drastisch darstellen).

... oder das Verhalten beeinflussen

Interventionen, die beim Verhalten ansetzen, können auf indirektem Weg die Einstellung und somit die Verhaltensabsicht in die gewünschte Richtung beeinflussen, was letztlich eine längerfristige Veränderung des Verhaltens bewirken sollte. Ein Beispiel auf der kognitiven Ebene sind etwa Fahrstunden für korrektes Fahrverhalten im Kreisel.

Auf der affektiven Ebene können Verkehrstauglichkeitskurse (Antischleuderkurse, die Wirkung der physikalischen Kräfte auf den Bremsweg oder die Wucht eines Zusammenstosses erfahren) wirkungsvoll sein. Dadurch können die risikobehafteten Situationen und die damit verbundenen verkehrsgefährdenden Emotionen (Unsicherheit, Angst, Lähmung, Adrenalinkick) unmittelbar erfahren und reflektiert werden.

Knackpunkt: dissonante Einstellungssysteme

Der Knackpunkt einer Sensibilisierungskampagne liegt in der subjektiven Einstellung einer Person zum

Thema Autofahren. Verstecken sich hier Widersprüche zwischen einzelnen Komponenten ihrer Einstellung oder zwischen der Einstellung und der Verhaltensabsicht oder dem Verhalten, so kann diese Dissonanz für die Person unangenehm sein. Sie wird versuchen, diese Widersprüchlichkeit zu vermindern oder zu beseitigen, indem sie neue, passendere Elemente ins Einstellungssystem einbaut.

Beispielsweise kann eine Kognition lauten «Autofahren im Alter ist für meine Autonomie, meine Mobilität und Unabhängigkeit sehr wichtig». Eine dissonante Kognition, also eine dazu widersprüchliche Einstellung, wäre «Ältere Autofahrer sind ein Risiko im Strassenverkehr». Diese unangenehme Dissonanz könnte die Person auflösen, indem sie folgende Kognition in ihr Einstellungssystem einfügt: «Sicher fahren hat nichts mit dem Alter zu tun, ich sehe auch viele junge Fahrer, die ein Verkehrsrisiko bedeuten».

Defizitäres Altersbild der Fahrzeuglenker

Die befragten fahrzeuglenkenden Männer haben ein ausgesprochen defizitäres Altersbild: Alter bedeutet für sie Krankheit, Gebrechen, Abhängigkeit, geistiger Abbau, soziale Isolation und Abgabe des Fahrausweises. Es bildet einen wesentlichen Kontext für Dissonanzen in ihrem Einstellungs- und Verhaltenssystem zum Thema Autofahren im Alter.

Die befragten Männer beschreiben ältere Autofahrer als ängstliche, unsichere Langsamfahrer, die Kolonnenbildung und riskante Überholmanöver provozieren. Das passt nicht zur hohen subjektiven Bedeutung, die sie selbst dem Autofahren bis ins hohe Alter zuschreiben. Dieser Widerspruch wird aufgehoben, indem sich in ihrem Verständnis Alter nicht über eine bestimmte Anzahl ►

Jahre definiert. Entscheidend sei, dass man sich unabhängig vom eigentlichen Alter noch jung fühle. Damit zeigt sich eine Diskrepanz, die für Männer typisch ist: Die defizitären Alten sind die anderen, selbst fühlt man sich jung und gehört nicht dazu.

Beim eigenen Fahrverhalten schreiben sie sich eine hohe Toleranz gegenüber den im Strassenverkehr überforderten älteren Autofahrern zu. Ihr tatsächliches Verhalten besteht jedoch darin, diese möglichst schnell zu überholen.

Eine wesentliche Diskrepanz offenbart sich zwischen der Selbsteinschätzung des eigenen Fahrstils und demjenigen, den sie anderen Männern zuschreiben. Die generalisierende Aussage lautet, dass der Fahrstil der Männer riskant, aggressiv und rücksichtslos sei, was oft einhergehe mit Selbstüberschätzung. Der eigene Fahrstil wird jedoch als vorausschauend, sparsam, den Verhältnissen angepasst und doch zügig im Rahmen des Erlaubten beschrieben.

Differenziertes Altersbild der Frauen

Auch die befragten Frauen deuten Alter zunächst negativ, allerdings mit dem wesentlichen Unterschied, dass sie dem Alter mit zusätzlichen Facetten eine differenziertere Wertung geben. Alter heisst für sie auch Reife, wird als etwas Schönes empfunden; man muss nicht, sondern darf. Die befragten Frauen anerkennen, dass die Auseinandersetzung mit eigenen Grenzen, notwendigen Anpassungen und der eigenen Sterblichkeit anstehen.

Bezüglich älterer Fahrzeuglenker im Strassenverkehr zeigen die Frauen die gleiche Widersprüchlichkeit wie die Männer. Sie schreiben sich Toleranz gegenüber den überforderten, ängstlichen Autofahrern zu, tatsächlich geht es im konkreten Verhalten aber darum, diese möglichst schnell zu überholen.

Die befragten Frauen beschreiben den Fahrstil von Frauen generell als rücksichtsvoller und überlegter. Sie sind sich der Gefahr des rascheren Ermüdens bewusst, sie fahren mit der Absicht, sich von Beginn an auf schnelle Reaktionen einzustellen und mit einer positiven Einstellung zu fahren. Auch wollen sie als Verkehrsteilnehmerin ein Vorbild sein. Ihr Fahrverhalten beschreiben sie übereinstimmend als vorausschauend, als ein Mitfliessen mit dem Verkehr. Eine geschlechtertypische Besonderheit zeichnet die befragten Frauen der Fokusgruppe aus: Sie zeigen Dankbarkeit für unfallfreies Fahren, erwähnen Schutzengel oder einen Talisman als wesentliche Faktoren für sicheres Fahren.

Die Männer können von den Frauen lernen

Die Problematik der älteren Autofahrer im Strassenverkehr und damit die Notwendigkeit einer Sensibilisierungskampagne für sicheres Fahren im Alter sind offenkundig. Von beiden Fokusgruppen wird den älteren Autofahrern sicherheitsgefährdendes Fahrverhalten zugeschrieben, was negative Emotionen und riskante Überholmanöver der anderen Fahrzeuglenker provoziere.

Bei der Zielgruppe der männlichen Fahrzeuglenker ist zu beachten, dass sie sich nicht mit älteren Autofahrern identifiziert. Eine realistische Selbstwahrnehmung

mit dem Bewusstsein möglicher Grenzen kommt wenig zum Ausdruck, jedoch das Risiko zur Selbstüberschätzung verbunden mit einem eher aggressiven Fahrstil. Wichtig ist ihnen Kontinuität, weitermachen wie bisher. Aufgrund dieses Profils dürfte es angebracht sein, bei Fahrzeuglenkern vor allem bei affektiven Komponenten ihres Einstellungs- und Verhaltenssystems anzusetzen.

Anders zeigt sich das Profil der Fahrzeuglenkerinnen. Ihre Selbstwahrnehmung ist realistischer, sie sind sich eher bewusst, dass ihre Fähigkeiten abnehmen und Anpassungen im Verhalten notwendig sind. Das zeigt sich beispielsweise im rücksichtsvolleren Fahrstil, der ihnen übrigens auch von den Männern attestiert wird. Interventionen bei der Zielgruppe der Fahrzeuglenkerinnen können daher eher bei den kognitiven Bereichen ihres Einstellungs- und Verhaltenssystems ansetzen.

Entscheidende Grundlage ist ihr differenzierteres Altersbild. Weitermachen wie bisher ist keine Option. Verbunden mit der Einsicht, dass es eine Zeit ohne Fahrausweis geben wird, erkennen sie mit einer lösungsorientierten Haltung Handlungsspielräume für Neues. In diesem Sinne können älter werdende Fahrzeuglenker von älter werdenden Fahrzeuglenkerinnen lernen, wenn es um sicheres Fahren im Alter geht. ■

Literatur:

- Müller, Bernhard, Bennett, Jonathan, Neuenschwander, Cécile (2013). *Evaluation des Pilotprojekts des Automobilclubs der Schweiz zur Förderung der Verkehrssicherheit von fahrzeuglenkenden Personen über 55 Jahren*. Bern: Berner Fachhochschule, Institut Alter.
- Müller, Bernhard, Bennett, Jonathan, Neuenschwander, Cécile (2016). *Förderung des sicheren Fahrverhaltens im Alter: Einstellungs- und Verhaltensfaktoren für Fahrzeuglenkerinnen und Fahrzeuglenker ab 55 Jahren*. Bern: Berner Fachhochschule, Institut Alter.
- Trommsdorff, Volker (1998). *Konsumentenverhalten*. Stuttgart: Kohlhammer.

Länger zu Hause wohnen dank Gerontotechnologie?



Christina Seyler
MAS Gerontologie
christina.seyler@hispeed.ch

Technologie soll älteren Menschen eine autonome Lebensführung ermöglichen. Bisher ist der tatsächliche Nutzen von Gerontotechnologie jedoch kaum untersucht worden. Können ältere Menschen dank Gerontotechnologie wirklich länger zu Hause leben? In ihrer Masterarbeit ist die Autorin Christina Seyler dieser Frage nachgegangen.

Mit dem Begriff Gerontotechnologie verbinden sich hohe Erwartungen. Neue Technologien sollen älteren Menschen eine autonome Lebensführung ermöglichen. Unter anderem sollen sie dazu beitragen, dass ältere Menschen länger zu Hause in ihren eigenen vier Wänden leben können. Unter Gerontotechnologie werden dabei nicht nur mechanische Geräte wie Rollatoren oder Sehhilfen verstanden, sondern vermehrt auch digitale und sogenannte vernetzte und intelligente Technologien.

Die Hoffnung, dass insbesondere diese neuen Technologien einen echten Vorteil für ältere Menschen bringen, ist unter allen Beteiligten gross. Bisher ist allerdings noch wenig über den tatsächlichen Nutzen von Gerontotechnologie bekannt. Als konkretes Anwendungsbeispiel wurde in einer Masterarbeit am Institut Alter untersucht, ob ältere Menschen durch den Einsatz von Technologie tatsächlich länger zu Hause leben können.

Forschung zum Einsatz von Gerontotechnologie

Eine umfassende Literaturrecherche hat gezeigt, dass es zu dieser konkreten Fragestellung zurzeit noch keine Forschung gibt. Es wurden aber einige Studien zu Parametern durchgeführt, die in einem Zusammenhang mit dem versprochenen Nutzen, länger zu Hause zu wohnen, stehen können. So wurde beispielsweise der Einfluss von Technologie auf die Ausübung von Alltagsaktivitäten (Activities of daily living, ADL) oder auf eine Reduktion von Pflegestunden untersucht. Die Ergebnisse dieser Studien zeigen, dass der Einsatz von Technologie leicht positive Auswirkungen auf die untersuchten Variablen hat. So können ältere Menschen dank der eingesetzten Hilfsmittel wieder mehr Alltagsaktivitäten selbständig ausführen und die Zahl der Pflegestunden kann reduziert werden (Liu & Lapane, 2009; Hoinig, Taylor & Sloan, 2013). Einschränkend muss aber gesagt werden, dass diese Effekte jeweils gering sind.

In der Literaturrecherche zeigte sich weiter, dass das Spektrum an berücksichtigten Technologien äusserst breit ist. So werden unter dem Begriff Gerontotechnologie sowohl Einzelgeräte wie Rollatoren oder Rollstühle verstanden, als auch ganze Paket-Lösungen, die von der Alarmanlage und dem Rauchmelder über das Telefon

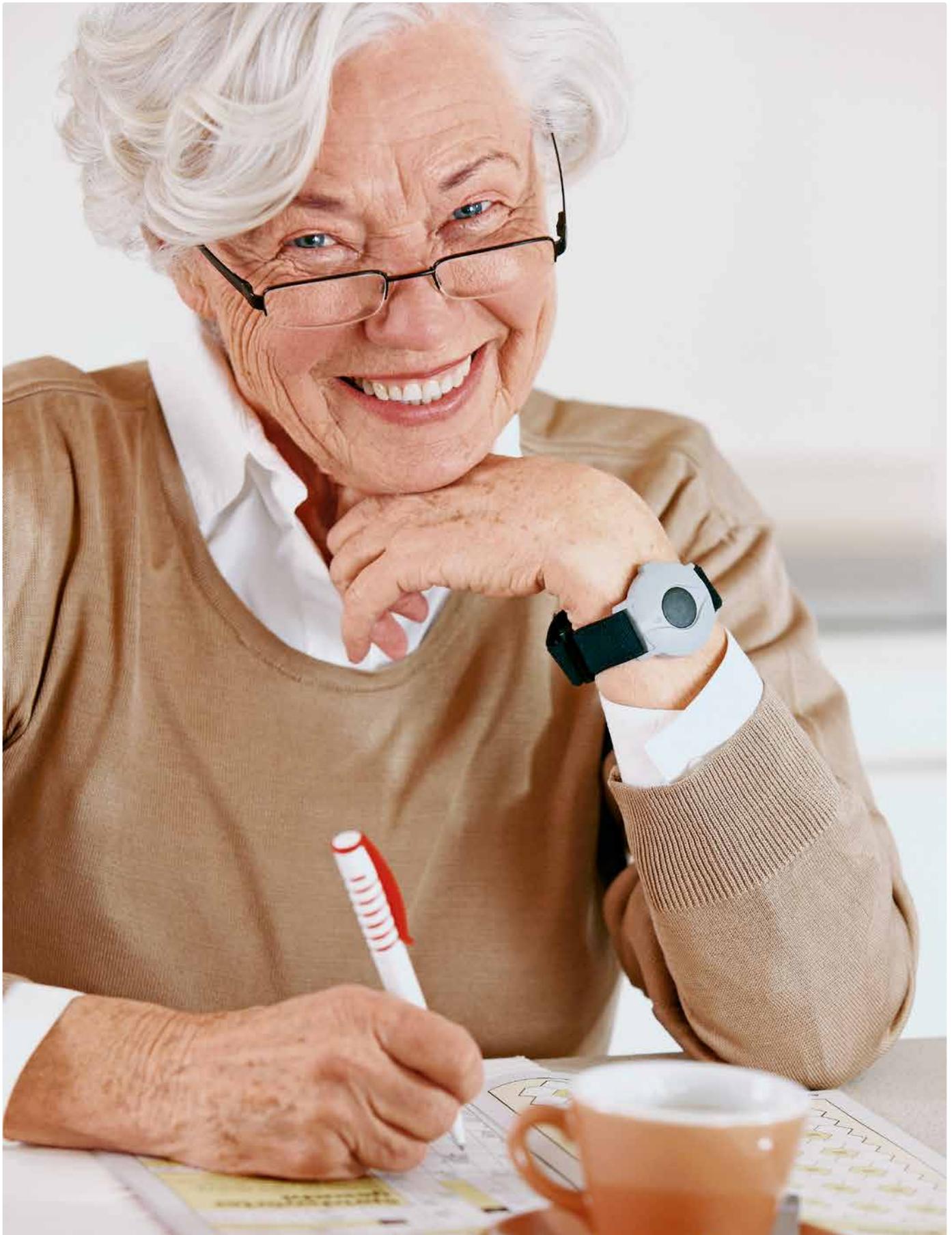
mit grossen Tasten bis hin zur sprachgesteuerten Fernbedienung von Türen und Fenster reichen. Es muss bei der Interpretation solcher Studien berücksichtigt werden, dass Ergebnisse für eine spezifische Technologie nicht auf eine andere übertragen oder gar verallgemeinert werden können. Für jede Art von Technologie ist eine Einzelbetrachtung nötig.

Als zweite Einschränkung muss berücksichtigt werden, dass die bisherigen Studiendesigns oft nicht optimal waren. So waren bei Interventionsstudien die Zahl der untersuchten Personen sehr klein und der Beobachtungszeitraum eher kurz. Zudem fand die Anwendung der Technologie unter «optimalen» Bedingungen statt, was bedeutete, dass die älteren Menschen Unterstützung durch technische Fachpersonen erhielten. Dies entspricht nicht der Situation im Alltag. Hier können Schwierigkeiten beim Austauschen von Batterien oder ein fehlendes Softwareupdate dazu führen, dass eine Technologie von älteren Menschen nicht genutzt wird. Die Ergebnisse aus dieser Art von Forschung müssen daher mit Vorsicht interpretiert werden, insbesondere wenn es um die Übertragbarkeit in die Praxis geht.

Person-Umwelt-Passung als Grundlage

In der Masterarbeit wurde untersucht, welche Technologien theoretisch überhaupt das Potenzial haben, einen längeren Verbleib älterer Menschen zu Hause zu fördern. Zu diesem Zweck wurde auf die Theorie der Person-Umwelt-Passung zurückgegriffen. Diese Theorie geht davon aus, dass es im Alter zu Behinderungen in der Ausführung von Aktivitäten kommen kann. Der Grund dafür ist eine fehlende Person-Umwelt-Passung zwischen den verbliebenen Fähigkeiten einer Person und den Umwelthanforderungen in einer bestimmten Situation (Verbrugge & Jette, 1994).

So kann beispielweise Arthrose dazu führen, dass eine ältere Person zu wenig Kraft in den Händen hat und die Finger nur eingeschränkt bewegen kann. Diese Person hat dadurch Schwierigkeiten, einen Schraubdeckel zu öffnen; die Passung zwischen der Person und der Umwelt ist in dieser Situation also nicht gegeben. Als eine sinnvolle Gerontotechnologie kann nun ein Gerät ver-



Auch die Brille und der Notfallknopf am Handgelenk gehören zur Gerontotechnologie.

standen werden, das diese Beeinträchtigung so kompensieren kann, so dass die gewünschte Aktivität wieder möglich wird. Im genannten Beispiel wäre dies der Fall bei einer Öffnungshilfe für Schraubverschlüsse.

Alltagsaktivitäten für den Verbleib zu Hause

Für die Beantwortung der Frage, ob ein älterer Mensch dank Gerontotechnologie länger zu Hause bleiben kann, muss also zunächst festgestellt werden, welche Aktivitäten überhaupt notwendig sind für einen Verbleib in der eigenen Wohnung. In der Masterarbeit wurden dazu verschiedene Alltagsaktivitäten (ADL) wie Essen, Körperpflege, An- und Auskleiden, Bett- und Stuhltransfers sowie Mobilität innerhalb der Wohnung identifiziert. Hinzu kamen noch verschiedene sogenannte instrumentelle Aktivitäten (IADL) wie Telefonieren, Essenszubereitung, Haushaltsführung und Medikamenteneinnahme. In einem zweiten Schritt wurde geprüft, welche Technologien das Potenzial haben, eine Beeinträchtigung dieser Aktivitäten zu kompensieren.

Positiv bewertet wurden Hilfsmittel zur Unterstützung der Motorik wie beispielsweise der Rollator oder Hilfsmittel zur Kompensation sensorischer Beeinträchtigungen wie Brillen oder Hörgeräte. Sinnvoll sind aber auch Hilfsmittel zur Unterstützung bei kognitiven Einschränkungen sowie Sicherheits- und Notrufsysteme. Diese Technologien kompensieren zwar keine der oben identifizierten Aktivitäten, sie dienen aber dazu, dass sich ein älterer Mensch nicht einer Gefahr aussetzt bzw. dass er sich zu Hause sicher fühlt. Zu diesen Technologien zählen unter anderem Herdplatten, die sich automatisch abschalten, Rauchmelder oder der Notrufknopf.

Negativ bewertet wurden hingegen Technologien wie Smart-Home-Anwendungen (z.B. intelligente Haustechnik), Telemedizin oder Software für körperliches und geistiges Leistungstraining. Bei einigen dieser Produkte handelt es sich um Lifestyle-Produkte, die nicht essenziell für einen Verbleib zu Hause sind. Dazu gehört zum Beispiel eine sprachgesteuerte Bedienung der Stereoanlage. Ebenso leisten die meisten Softwareprodukte keinen direkten Nutzen zur Kompensation einer Beeinträchtigung. Software, die beispielsweise ein gezieltes Training bestimmter Muskelgruppen zu Hause ermöglichen soll, kann allenfalls einzelne Besuche bei der Physiotherapeutin einsparen, essenziell für den Verbleib zu Hause ist sie aber nicht. Dies gilt ebenso für sogenannte elder games, also Computerprogramme, die demenziell erkrankten Menschen ein kognitives Training ermöglichen sollen (zumal hier keine langfristige Wirkung nachgewiesen ist).

Anwendung von Gerontotechnologie in der Praxis

In einem dritten Teil der Arbeit schliesslich wurden Fachleute aus der häuslichen Pflege sowie Hilfsmittelanbieter dazu befragt, welche Gerontotechnologien heutzutage von älteren Menschen überhaupt angewendet werden. Es zeigte sich, dass dies hauptsächlich herkömmliche Geräte wie Brillen, Hörgeräte, Gehstöcke oder Rollatoren sind. Die technisch anspruchsvollsten Geräte waren der Notrufknopf sowie vereinzelt

Kontakt-Trittmatten (Sensormatten zur Überwachung von Personenbewegungen) oder programmierbare Tablettendispenser.

Weiter wurden die Fachpersonen danach gefragt, als wie wichtig sie den Einsatz von Technologie für einen Verbleib älterer Menschen zu Hause einschätzen. Dabei wurde berücksichtigt, dass eine Verbesserung der Person-Umwelt-Passung durch verschiedene Interventionen möglich ist. Der Einsatz von technologischen Hilfsmitteln ist nur eine davon. Weitere Möglichkeiten sind Umweltmodifikationen wie etwa der Umbau des Badezimmers, Unterstützung durch andere Personen sowie Verhaltensänderung (Seplaki et al., 2013).

Die befragten Fachleute waren der Ansicht, dass Interventionen immer in allen vier genannten Bereichen stattfinden müssen. Ebenso waren sie der Meinung, dass der Einsatz von Gerontotechnologie zwar eine Rolle spielen könne, aber nie alleine ausschlaggebend dafür sein wird, ob ein älterer Mensch zu Hause bleiben kann oder nicht.

Nutzen wird überschätzt

Die Masterarbeit kommt zum Schluss, dass der Nutzen von Gerontotechnologie heute eher überschätzt wird. Insbesondere wird ihr Potenzial, ältere Menschen darin zu unterstützen, länger zu Hause bleiben zu können, stark überbewertet. Es gibt nur wenige Technologien, die überhaupt das Potenzial dazu haben, Menschen wieder dazu zu befähigen, ihre täglichen Aktivitäten selbstständig auszuführen.

Die Praxis bestätigt dies: In privaten Haushalten werden nach wie vor hauptsächlich herkömmliche und wenig technologisierte Hilfsmittel eingesetzt. Neue, vernetzte und intelligente Technologien haben sich bisher nicht durchsetzen können. Nach Ansicht der Befragten ist davon auszugehen, dass sich daran auch in den nächsten Jahren nichts ändern wird. Gerontotechnologie kann punktuell gute Dienste leisten, aber immer nur im Verbund mit unterstützenden Angehörigen oder professionellem Pflegepersonal. ■

Literatur:

- Liu, Sze & Lapane, Kate. (2009). Residential Modifications and Decline in Physical Function Among Community-Dwelling Older Adults. *The Gerontologist*, 49, 344–354.
- Hoenig, Helen, Taylor, Donald, Sloan, Frank. (2003). Does Assistive Technology Substitute for Personal Assistance Among the Disabled Elderly? *American Journal of Public Health*, 93, 330–337.
- Verbrugge, Lois & Jette, Alan. (1994). The Disablement Process. *Social Science & Medicine*, 38, 1–14.
- Seplaki, Christopher, Agree, Emily, Weiss, Carlos, Szanton, Sarah, Bandeen-Roche Karen & Fried, Linda. (2013). Assistive devices in context: cross-sectional association between challenges in the home environment and use of assistive devices for mobility. *The Gerontologist*, 54, 651–660.

Weiterbildung

Angebot	Datum	Web-Code
Kurse zu den Themen Familiäre Pflege, Betreuung, Beratung, Demenz		
Ethische Fragen im Zusammenhang mit Pflegebedürftigkeit und Lebensende	6./7. Juli 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-8
Allein lebende Menschen mit Demenz	11. Juli 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-59
Demenz, Kultur und Ethik	14./15. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-26
Begleitung von Sterbenden und ihren Angehörigen	24. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-11
Demenz im Kontext von Ökonomie und Gesundheitspolitik	4./5. September 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-1
Angehörigenpflege: Aufgaben, Rollen und Beziehungen	23. November 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-29
Einführung in die familienzentrierte Pflege und Beratung (Calgary-Modell)	17. Januar und 4./5. September 2018, 8.45–16.45 Uhr	K-A-31
Sozialversicherungen im Zusammenhang mit Pflege und Betreuung	7. März 2018, 8.45–16.45 Uhr	K-A-6
Systemisch-ökologischer Beratungsansatz für den Support von pflegenden Angehörigen und Freiwilligen	23./24. April und 4. Juni 2018, 8.45–16.45 Uhr	K-A-60
Häusliche Gewalt in der Angehörigenpflege	25. April 2018, 8.45–16.45 Uhr	K-A-7
Kurse zum Thema Altern und Alter		
Alter und Kultur	6./7. Juli 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-27
Politische und ethische Fragestellungen zur Altersarbeit	10./11. August 2017, 8.45–16.45 Uhr	K-A-32
Theologische Aspekte des Alterns	11. August 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-67
Altersbilder in der Wissenschaft	16./17. August 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-68
Ressourcen- und Sozialraumorientierung	6. September 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-69
Grundfragen der gerontologischen Ethik	18. Oktober 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-44
Altern im 21. Jahrhundert	19./20. Oktober 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-28
Volkswirtschaftliche Aspekte der demografischen Entwicklung	17. November 2017 8.45–16.45 Uhr	K-A-70
Fachkurse		
Fachkurs Lebensgestaltung in familiären Betreuungssituationen	8 Tage, November 2017 bis September 2018	K-A-41
Fachkurs Support für Angehörige in Betreuungssituationen	12 Tage, Januar bis September 2018	K-A-43
Fachkurs Koordinatorin/Koordinator im Familienrat – Family Group Conference	8 Tage, September 2017 bis Juni 2018	K-KES-15
Certificate of Advanced Studies (CAS)		
CAS Altern im gesellschaftlichen Kontext	Juni 2017 bis Januar 2018	C-A-4
CAS Demenz und Lebensgestaltung mit Fachvertiefung Angehörigen-Support	September 2017 bis Oktober 2018	C-GER-3
CAS Altern – systemisch betrachtet	Oktober 2017 bis Mai 2018	C-A-3
CAS Musikbasierte Altersarbeit	Oktober 2017 bis Mai 2018	C-A-6
CAS Angehörigen-Support kompakt	November 2017 bis Oktober 2018	C-GER-1
CAS Demenz und Lebensgestaltung – Grundlagen und konzeptionelles Handeln	November 2017 bis Oktober 2018	C-GER-3
CAS Gerontologie als praxisorientierte Wissenschaft	Januar bis September 2018	C-A-5
Diploma of Advanced Studies (DAS)		
DAS Demenz und Lebensgestaltung	September resp. November 2017 bis Oktober 2019	D-GER-3
Master of Advanced Studies (MAS)		
MAS Gerontologie – Altern: Lebensgestaltung 50+	Einstiegsmöglichkeit mit jedem CAS	M-GER-1
Impulstag		
Musikbasierte Altersarbeit und Seniorenrhythmik	17. Juni 2017, 9.30–16.30 Uhr	T-A-16
Infoveranstaltungen		
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge des Instituts Alter (in Bern)	4. Juli 2017, 18.15–20.00 Uhr	IW-A-11
Infoveranstaltung Master-, Diploma-, Zertifikats-Studiengänge des Instituts Alter (in Bern)	29. August 2017, 18.15–20.00 Uhr	IW-A-9

Berner Fachhochschule

Fachbereich Soziale Arbeit
Hallerstrasse 10
3012 Bern

Telefon +41 31 848 36 00

soziale-arbeit@bfh.ch
soziale-arbeit.bfh.ch

Studium

- Bachelor und Master in Sozialer Arbeit

Weiterbildung

- Master, Diploma und Certificate of Advanced Studies
- Kurse
- Betriebsinterne Weiterbildungen

Dienstleistungen

- Evaluationen und Gutachten
- Entwicklung und Beratung
- Bildung und Schulung

Angewandte Forschung und Entwicklung

- Soziale Intervention
- Soziale Organisation
- Soziale Sicherheit